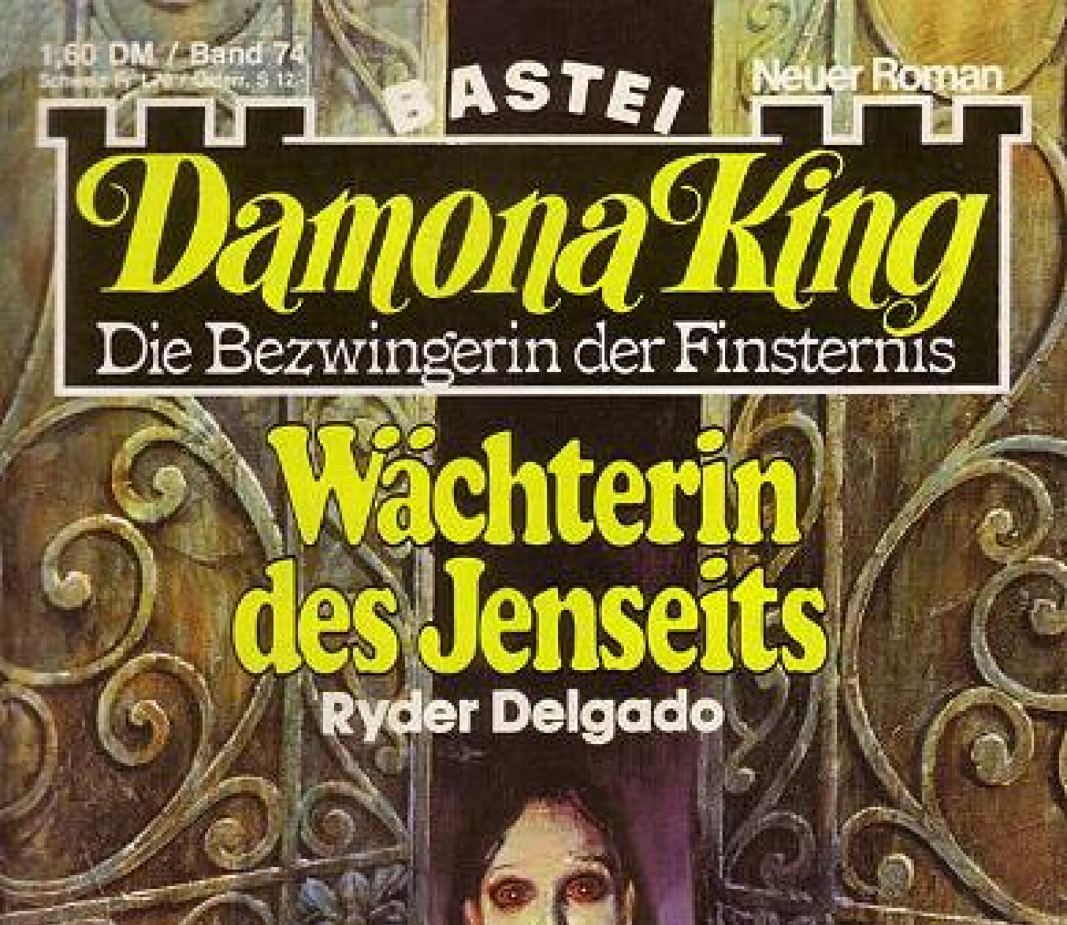


Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 I.m. / Spanien P 70



Wächterin des Jenseits

Damona King Nr. 74

von Martin Eisele

erschienen am 14.12.1981

Titelbild von Manuel Prieto

Wächterin des Jenseits

Langsam öffnete sich das Portal zum Totenreich! Mit einem mahlenden Knirschen schwangen die wuchtigen, bronzenen Torflügel, die mit geheimnisvollen, schwarzmagischen Schnörkeln versehen waren, auf. In dem entstehenden Spalt waberte blauschwarze Finsternis. Ein Hauch modriger, widerlich süßer Luft fächelte heraus. In der düsteren Ferne war das tausendstimmige Wehklagen der gequälten Seelen zu hören. Eine zerbrechlich wirkende Mädchengestalt erschien in dem Spalt. Sie war in ein einfaches, modrigbraunes Gewand gehüllt, die Hände hatte sie wie beschwörend erhoben. Totenbleich war das ebenmäßige Gesicht. Lange, strähnige Haare umrahmten es. Aus dem Mundwinkel rann ein dünner, glänzender Blutfaden. Und blutrot waren auch die Augäpfel. Zweimal schon hatte sie in dieser Nacht getötet! Die Opfer hatten ihren Ruf vernommen und waren ihm gefolgt. Freiwillig. Wie es Sitte war.

Jetzt war sie bereit, ihr drittes Opfer zu empfangen. Das Mädchen mit den Blutaugen wartete geduldig…

Bangkok!

Hexenkessel, Riesenmetropole, Hauptstadt und Verkehrszentrum Thailands. Ein modernes Babylon. Rund sechs Millionen Einwohner. Darunter viele Chinesen. Grelle Lichtreklamen, Nachtlokale, prächtige Bauten, Slums, Reichtum und unbeschreibliche Armut dicht beieinander, und Menschen, Menschen, Menschen…

Bei Tageslicht und aus großer Höhe gesehen, wirkte die Stadt am Maenam – ungefähr siebenundzwanzig Meilen oberhalb seiner Mündung gelegen – wie ein gigantischer Ameisenhaufen. Und die Menschen waren die Ameisen. Geschäftigt wimmelten sie herum.

Auf breiten, baumbegrenzten Straßen, in engen, düsteren Gassen, auf den Booten, die auf den schmutzigbraunen Wellen des Maenam und den Klongs, den Wasserstraßen, die die Stadt durchziehen, schaukelten. Autos kamen – wenn überhaupt – nur schrittweise voran. In dem hektischen Treiben dominierten Fußgänger oder Rikscha- und Fahrradfahrer.

Eine schöne, eine faszinierende Stadt. Traumziel zahlloser europäischer Touristen. Viele dachten, wenn sie den Namen Bangkok hörten, natürlich zuerst einmal an die hübschen Thai-Girls und ihre in aller Welt bekannte Spezial-Massage. Andere an die prächtigen Tempel und Sehenswürdigkeiten und vielleicht daran, daß Bangkok vor rund 200 Jahren einmal die Hauptstadt der Könige von Siam war.

Eine häßliche Stadt. Eine Stadt mit zwei Gesichtern. Grausam. Unnahbar. Berückend und charmant und faszinierend. Und geheimnisvoll. Ein Menschenleben galt nichts. Eine Riesenstadt wie viele andere Riesenstädte auch. Und doch schlimmer. Eine Zivilisationskatastrophe, wie viele sagen. Das Verbrechen nistete überall und wucherte und trug grausame Früchte. Korruption, Bestechung, Erpressung, Rauschgifthandel, Zuhälterei, Mord.

Eine Brutstätte nicht nur für menschliche Verbrecher, sondern auch für nichtmenschliche…

Für Dämonen!

Im Verborgenen, hinter den Kulissen der Realität, zogen sie ihre Fäden… Teuflisch und unerbittlich …

***

Tod und Verderben!

Das war es, woran Uanar Jaganathan dachte, während er im zehnten Stock des Wohnsilos am Fenster stand und in die Nacht hinausstarrte.

Er haderte mit dem Schicksal. Einem grausamen Schicksal, das ausgerechnet ihn und seine schöne Verlobte Shalia Tasan treffen mußte.

Jaganathans Gesicht blieb ausdruckslos, während er daran dachte.

Es zeigte nichts von dem Schmerz, der in seinen Eingeweiden wühlte.

Laß es nicht zu! schrie eine aufrührerische Stimme in ihm.

Du brauchst es nur nicht zulassen. Dich nicht fügen! Noch kannst du es verhindern…

Ja, er könnte es verhindern, aber – Er würgte den Gedanken ab.

Die Auserwählte, die den Ruf der Sartuagor empfing, gehorchte immer. Freiwillig ging sie den Weg ohne Wiederkehr. Es war eine große Ehre und ein uralter Brauch.

Jaganathan ballte seine Hände zu Fäusten. Weiß schimmerten die Knöchel durch die Haut.

Dann entspannte er sich wieder. Äußerlich völlig ruhig, starrte er über die Dächer hinweg. Finsternis hatte sich über die Stadt gesenkt, doch sie lebte trotzdem, hektisch raste ihr Pulsschlag, der auch nach Mitternacht nie richtig erstarb. Neonreklamen flackerten. Irgendwo jaulte eine Polizeisirene.

Er preßte die Lippen aufeinander, daß sein Mund nur noch ein schmaler, blutleerer Strich war. Abrupt wandte er sich vom Fenster ab. Das, was er in der Düsternis über den Häusern zu sehen erwartete – die Fratze des gnadenlosen Dämons, der sein und Shalias Leben zunichte machte – würde er nicht zu sehen bekommen.

Aber Jaganathan glaubte, seine Nähe zu ahnen. Sie körperlich zu spüren. Schleimig, kriechend, wie Nebel, der über dem Boden schwebt und alle zudeckt… Kalter Schweiß sickerte an seinem Hals entlang und in den schmalen Kragen des blütenweißen Hemds.

Er fühlte sich beobachtet und belauert.

Und – beeinflußt!

Wie hatte er sich bisher überhaupt so ruhig und in sein Schicksal ergeben sein können? Warum hatte er nicht versucht, Shalia zu überreden, ihr Leben nicht einfach wegzuwerfen?

Er hätte es nicht getan. Er hatte sich gefügt. Es war Sitte, sich zu fügen.

Jaganathan hielt es nicht mehr aus. Wie gehetzt ging er an die Bar hinüber. Hastig trank er den dreistöckigen Whisky aus, den er sich vorhin eingeschenkt, dann aber nicht angerührt hatte.

Er hatte alles erreicht im Leben, alles, was er hatte erreichen wollen. Er war Computer-Fachmann, verdiente gut, war gefragt, bei Kollegen, Bekannten und Freunden beliebt. Shalia jedoch war sein Lebensinhalt, sein Lebensglück. Wenn er sie verlor…

Aber – hatte er sich nicht schon längst verloren?

Verloren an die Sartuagor, die Wächterin des Portals zum Totenreich?

Im Nebenzimmer hörte er das monotone Gemurmel. Dort kniet sie – seine Shalia. Ihre Mutter war bei ihr und ebenso seine Mutter. Sie waren die Ehrenwächterinnen, die der Auserwählten beistanden, mit ihr die Große Andacht zelebrierten, bevor sie sich allein auf ihren

letzten Weg machte…
Er durfte es nicht zulassen!
Jaganathan stellte das Glas mit einem ungestümen Ruck auf die gläseren Theke zurück.
Vorhin hatte er das kleine Zimmer fluchtartig verlassen; er hatte das Gemurmel nicht mehr ertragen können, die schwüle Hitze, die sich dick und zählflüssig ausgebreitet hatte. Den vagen Schweißgeruch nach Angst und Grauen…
Und – die unsichtbare Anwesenheit der Dämonen!
Die alten Rituale zeigten Wirkung!
Jaganathan fror jetzt. Er wußte, was es heißt, sich gegen Dämonen und Geister zu stellen. Sie waren mächtig. Er aber war nur ein Mensch, schwach, hilflos…
Er riß die Tür auf. Er war bereit, zu kämpfen. Für Shalia. Auch gegen Dämonen.
Die gemurmelten Worte drangen lauter, eindringlicher an seine Ohren. Er hörte nicht zu. Er wollte sie nicht auf sich wirken lassen.
Aber als wäre er gegen eine gläserne Wand gelaufen, blieb er auf der Schwelle stehen.
Seine Blicke irrten wie magisch angezogen, zu Shalia hin. Wie schön sie war. Wie überirdisch schön.
Sie kniete vor dem kleinen Hausaltar, einer schwarzen Kommode, auf der zwei schwarze Kerzen standen und ein unruhiges, waberndes Licht in die Gesichter der drei Frauen verstrahlten.
In der Mitte auf der Kommode stand Buddha; Lichtreflexe ranzten über seine Goldgestalt. Das gütige Lachen der Statue war zu einer höhnischen Fratze eingefroren. So jedenfalls schien es Jaganathan.
Die Frauen bemerkten Jaganathan nicht. Sie waren in Trance.
Luftgeister schienen zu raunen und zu wispern. Vorsichtige Bewegungen und Berührungen glaubte Jaganathan um sich her und an sich zu spüren. Warnungen…
Die Frauen hatten die Köpfe gesenkt und die Arme vor der Brust gekreuzt. Andächtig hatten sie die Augen geschlossen. Die Lippen bewegten sich.
Shalia Tasans langes, seidigschwarzes Haar fiel in einer dichten Flut über ihren Rücken. Das weiße, durchsichtige Gewand, das ihren zierlichen Körper umhüllte wie ein Traumgespinst, ließ sie so jungfräulich aussehen.
So war es Brauch.
War der Ruf der Sartuagor erfolgt und gehört worden, so gab es kein Zurück mehr. Die Auserwählte gehorchte. Sie tat es aus eigenem Antrieb, weil sie es so wollte…
Freiwillig trat sie den Weg ohne Wiederkehr an. Den Weg zu der Wächterin des Portals zum Totenreich. Den Weg zu dem legendären

Mädchen mit den Blutaugen!

Jaganathan kannte die uralte Sitte, die im Verborgenen seit Jahrhunderten lebte. Schon seine Mutter hatte ihm davon erzählt.

Aber er wollte diese Sitte nicht akzeptieren!

Er wollte seine Shalia nicht einfach zu diesem Monstrum gehen lassen!

Jaganathan knirschte mit den Zähnen. Er kämpfte gegen den Bann an, der ihn erstarrt hielt, bezwang ihn, konnte sich wieder bewegen.

Das Gefühl drohender Gefahr, dämonischen Unwillens, Verärgerung nahm sprunghaft zu!

Jaganathan ignorierte es. Mit zwei großen Schritten stand er hinter der Knienden und riß sie hoch.

»Nicht!« schrie Isanjo Tasan, Shalias Mutter. Sie hatte die Augen aufgerissen. Ein vernichtender Funke glomm darin. »Sie ist jetzt nicht sie allein, sie ist...«

»Ich lasse es nicht zu!« stieß Jaganathan verbittert heraus.

»Sie ist mir versprochen. Wir wollen heiraten. Ich gebe sie nicht einfach auf – an die Sartuagor!«

»Es ist Brauch. Wer den Ruf hört...«

»Ich widersetze mich dem Brauch!«

Er zerrte Shalia mit sich, zur Tür hin. Die beiden älteren Thai-Frauen starrten ihn mit grauengeweiteten Augen an.

»Shalia! Komm, komm mit mir – ich.« Jaganathan brach ab, als sich Shalia mit einem einzigen, spielerisch anmutenden Ruck freimachte. Sie wandte ihm ihr schmales, fein geschnittenes Gesicht zu.

Ein entrücktes Lächeln lag darauf.

»Nein, Uanar. Ich werde nicht mit dir kommen. Ich gehe zu der Sartuagor. Sie wartet auf mich. Das Portal ist bereits geöffnet, die magischen Formeln des Rituals gesprochen. Meine Mutter und deine Mutter – sie gaben mir den Segen und überantworteten mich der Gnade der Sartuagor. Ich gehöre dir nicht mehr. Nur der Sartuagor.«

»Das ist nicht wahr!« schrie Jaganathan verzweifelt.

»Du hast es gehört«, versetzte Isanjo Tasan eindringlich. »Laß sie in Frieden gehen, Uanar, so ist es gut für sie und für dich.«

Er schüttelte den Kopf.

Ganz elend fühlte er sich. In seinem Magen rumorte es. Ein ekelhaftes Würgen. Als müßte er sich jeden Augenblick erbrechen.

»Komm mit mir hinaus, Shalia. Laß uns vernünftig miteinander reden. Wir – wir sind keine kleinen Kinder mehr. Bitte« setzte er mit Tränen in den Augen hinzu.

Er spürte, daß er verlor. Der Einfluß der Dämonen war stärker.

Nach einem, kurzen Zögern nickte Shalia. »Also gut, Uanar. Aber du kennst meine Antwort. Ich gehe mit dir hinaus, um Abschied zu nehmen. Dann will ich dich nicht mehr sehen.«

In seinem hageren Gesicht zuckte ein Muskel. Seite an Seite gingen Uanar Jaganathan und Shalia Tasan aus dem kleinen Andachtsraum. Sie durchquerten das Wohnzimmer. Er fühlte ihre Nähe. Aber es war nur ihre körperliche Nähe. Früher war sie ihm auch geistig nahe gewesen, er hatte ihre Liebe buchstäblich fühlen können.

»Auf den Balkon?« fragte Uanar leise. »Es ist eine schöne Nacht.«

Shalia nickte. Ein kaltes, berechnendes und zufriedenes Glitzern war in ihren großen, mandelförmigen Augen.

Jaganathan merkte es nicht.

Seine Gedanken überschlugen sich. Was sollte er Shalia sagen?

Wie konnte er sie davon überzeugen, daß sie im Begriff war, etwas zu tun, was sie gar nicht wirklich tun wollte! Etwas, das ihr von Dämonen – den Hilfskräften der Sartuagor – eingeflüstert wurde.

Wie? Wie?

Er öffnete die Glastür, und sie traten auf den kleinen Balkon hinaus. Die Schwärze der milden Nacht umfing sie. Tief unten pochte das Leben in den Straßen der Metropole. Einmal gellte ein helles Kinderlachen zu ihnen herauf.

Warum hatte er mit Shalia hier draußen reden wollen? War das sein eigener Wunsch gewesen, oder –Der Gedanke verging, kaum daß er ihn ausgedacht hatte.

Shalia lehnte sich gegen die hüfthohe Balkonbrüstung und sah ihn erwartungsvoll an. »Nun, Uanar?«

»Du mußt es nicht tun, Shalia. Es – es heißt, man müsse der Sartuagor freiwillig folgen!«

»Das tue ich.« Geheimnisvoll leuchteten ihre Augen; tiefe Seen, in denen Jaganathan zu ertrinken glaubte. Sein Herz hämmerte.

»Ich – ich glaube es nicht. Wir waren glücklich. Du hast mich geliebt. Wir wollten heiraten, Kinder bekommen…«

Shalia lächelte sanft. »Das ist vorbei. Du kannst mir nicht das bieten, was mir die Sartuagor bietet.«

»Und – was bietet sie dir? – Den Tod, nichts sonst. Noch keine von denen, die ihrem Ruf gefolgt sind, ist zurückgekehrt.« Haßerfüllt und verzweifelt spie er die Worte heraus. Seine Beherrschung zerbröckelte förmlich. Er schaffte es nicht mehr, ruhig zu bleiben. In ihm brodelte und kochte es. Verzweiflung, Eifersucht, Haß – Hilflosigkeit.

Shalia schüttelte leicht den Kopf. Ihr langes, schwarzes Haar wurde vom sachten Nachtwind bewegt. »Sie gibt mir Leben – ewiges Leben, Uanar, und ich darf ihr nachfolgen und dienen.«

Jaganathan zuckte wie unter einem Peitschenschlag zurück. Seine schmalen Augen zogen sich noch mehr zusammen. »So ködert sie dich also!« preßte er heraus. Ruckartig klammerte er sich an der Brüstung fest.

»Sie hat mir ein Angebot gemacht«, erwiederte Shalia leise.

»Und ich habe es akzeptiert. Es ist eine Ehre.«

»Ich werde dich nicht gehen lassen. Nicht freiwillig.« Es klang wie ein feierlicher Schwur.

»Du kannst mich nicht hindern.« Shalia lächelte. »Die Sartuagor ist mit mir. – Spürst du nicht ihre Aura?« Sie machte ein vage Geste.

Jaganathan keuchte, seine Hände fuhren blitzartig hoch, packten ihre schmalen Handgelenke. »Das werden wir sehen. Sie hat dich verzaubert. Du bist besessen. Das Böse hat sich in deinem Körper eingenistet. Aber ich werde um dich kämpfen, Shalia, und wenn ich diese Besessenheit aus dir herausprügeln müßte! Ich…«

Sie lachte, und sagte: »Es stimmt, ich bin besessen. Ihr Geist ist in mir und mit mir. Das habe ich dir doch gerade gesagt.«

Ihr böses Lächeln und das kalte Glitzern ihrer Augen intensivierten sich. »Laß mich los, Uanar.«

»Ich denke nicht daran!« Jaganathan schlug zu. Shalias Gesicht wurde hin und her geworfen. Die Haare fielen wie ein Schleier davor.

Keuchend stieß er hervor: »Ich lasse es nicht zu. Hörst du? Hörst du es, Sartuagor? Ich lasse es nicht zu!«

»Dann mußt du sterben!« flüsterte Shalia kaum hörbar.

Er zuckte zurück. Eiswasser schien durch seine Adern zu brausen.

»Was…«

Sie ließ ihm keine Zeit, seinen Schock zu verwinden. Ihre schmalen Hände flogen hoch, rammte von unten her gegen Jaganathans Kinn, krallten sich fest.

Es war, als würden ihre Hände glühen!

Jaganathan schrie gellend auf.

Shalia aber wuchtete ihm mit den Kopf mit einem jähen, mörderischen Ruck nach hinten, und das Glühen breitete sich über Jaganathans Gesicht aus, explodierte zu rasendem Schmerz.

Jaganathan fiel hintenüber, spürte einen harten Schlag knapp über Hüfthöhe, als er gegen das schmiedeeiserne Gitter fiel, das die Balkonbrüstung zierte…

Verzweifelt warf er sich herum, seine Hände ruderten in der Luft und versuchten, einen Halt zu finden. Aber diesen Halt gab es nicht!

Jaganathan fiel wie ein Stein in die schwarze Tiefe, und das grausame Lachen seiner vom Bösen besessenen Verlobten begleitete ihn auf seinem langen Sturz in den Tod…

***

»Du hast ihn getötet, Shalia!«

Raja Jaganathan, Uanars Mutter, flüsterte dies. Voller Schmerz starrte sie das bildschöne Mädchen an, das ihr lieb gewesen war wie die eigene Tochter und das ihr jetzt den einzigen Sohn genommen hatte.

Keine Regung zeichnete sich in dem schönen, puppenhaft modellierten Gesicht ab. Kalt und grausam wie eine Maske erschien es Raja. Der Schmerz wogte wie in feurigen Wellen gegen ihre Selbstbeherrschung an.

Shalia Tasan warf ihr nur einen kurzen Blick zu, drückte dann die Balkontür endgültig zu. Dann erst sprach sie. »Er ließ mir keine Wahl, Mutter Raja. Er wollte mich mit Gewalt daran hindern, daß ich zu der Sartuagor gehe.«

»Es war Wille der Sartuagor«, sagte Isanjo Tasan beschwörend; sie legte Raja die Hand behutsam auf den Unterarm. »Niemand darf sich einer von ihr Auserwählten in den Weg stellen und ihr drohen.«

»Warum ist sie so grausam?« flüsterte Raja. Tränen liefen ihr über die eingefallenen Wangen. Sie war erst vierzig Jahre alt, doch sah sie aus wie eine alte Frau. Bleich und runzelig war ihre Gesichtshaut, die Augen lagen in tiefen Höhlen, die von schmalen Augenbrauen überzogen waren. Rotgerändert waren ihre Augen. Sie verbarg ihren Schmerz nicht.

»Warum ist sie so grausam?« hauchte sie noch einmal »Uanar war ein guter Junge. Er wäre dir ein guter Ehemann gewesen, anständig und tüchtig. Ihr hättet ein glückliches Leben geführt, an nichts hätte es euch gefehlt.«

Shalia drängte sich an Raja und Isanjo vorbei. Sanft mit den Hüften schwingend, ging sie in den Raum zurück, in dem sie ihre Andacht an die Sartuagor gehalten hatte.

Raja folgte ihr.

Unvermittelt drehte sich Shalia um. »Ein glückliches Leben!« stieß sie verächtlich hervor. »Das, was Uanar mir hätte bieten können, ist nichts im Vergleich zu dem, was mir die Sartuagor bietet. Sie hat mich gerufen. Ich folge ihrem Ruf. Ich habe sie erhört. Ich trage sie bereits in mir. Du selbst, Raja, bist dafür mitverantwortlich, du hast mit meiner Mutter die Formeln gesprochen und die Gesänge gesungen. Ihr beide habt der Sartuagor den Weg gebahnt, und mich zu einer ihr Versprochenen gemacht. Willst du dich jetzt beklagen? Nur, weil du einen persönlichen Verlust erleiden mußtest? Meine Mutter erleidet den gleichen Verlust, doch siehst du sie weinen?«

Hilflos, stumm stand Raja Jaganathan vor der jungen Thai, sie schlug ihren Blick nieder, konnte nicht mehr in die fanatisch glitzernden Augen des jungen Mädchens sehen.

»Du siehst es also ein!« räumte Shalia giftig ein. »Dann laß mich in Ruhe, mit deinem Gewinsel!«

»Sei nicht zu hart mit ihr, Tochter Shalia«, sagte Isanjo versöhnlich.

»Er war ihr einziger Sohn, und du hast ihn geliebt.«

»Das ist vorbei. Er war ein Narr. Er hat nichts verstanden. Und jetzt – laßt mir meine Ruhe! Ich will nichts mehr hören! Sie erwartet mich,

und ich will sie nicht warten lassen! Wenn ihr auch noch versuchen wollt, mich daran zu hindern, zu der Sartuagor zu gehen, dann…« Shalia sprach den Satz nicht zu Ende, doch der drohende Ton in ihrer dunklen Stimme war eindeutig genug.

»Wir werden dich nicht hindern, Kind« hauchte Isanjo Tasan mit brüchiger Stimme.

»Dann ist es gut. Ich muß mich beeilen. Bald wird die Polizei hier sein, die Menschen verstehen nichts…« Sie lächelte.

Raja Jaganathan ertrug es kaum. Wie konnte Shalia noch lächeln, nach dem, was sie getan hatte?

Sie hatte Uanar getötet! Eiskalt, rücksichtslos, weil er sie geliebt hatte, um sie hatte kämpfen wollten – gegen die Sartuagor. Er hatte etwas gewagt, was schon lange kein Mann mehr gewagt hatte, nämlich, sich gegen den Brauch zu stellen. Jeden Monat zum Vollmond holte sich die Sartuagor junge Mädchen für ihr Gefolge. Sie versprach ihnen die Unsterblichkeit. Doch hielt sie dieses Versprechen?

Niemand wußte es.

Raja wischte sich die Tränen aus den Augen. Sie konnte nicht mehr zurück. Sie mußte Shalia helfen, sich auf den Weg zu machen, so stand es geschrieben. Sie war Ehrenwächterin, zusammen mit Isanjo Tasan.

»Nun? Wie hast du dich entschieden?« wollte Shalia mit spöttischer Stimme wissen.

»Ich…« Rajas Stimme brach. Sie räusperte sich. »Auch ich werde dich nicht hindern. Ich bin deine Ehrenwächterin. Ich werde deine Ehrenwächterin bleiben.« Raja verneigte sich leicht vor der Auserwählten, wobei sie plötzlich spürte, wie fremd Shalia geworden war.

Sie war nicht mehr sie selbst. Die Sartuagor war in sie eingedrungen.

»Gut.«

Shalia streifte das hauchzarte Gewand ab. Nackt stand sie in der Dunkelheit. Das Licht der schwarzen Kerzen spielte über ihre samtige, milchweiße Haut. »Dann sprecht die letzten Formeln. Öffnet das Tor, bereitet mir den Weg…«

Isanjo Tasan begann als erste. Shalias Mutter mußte über eine unmenschliche Selbstbeherrschung verfügen. Nichts in ihrem Gesicht regte sich. Selbst die Augen verrieten nichts.

Raja starrte sie an.

Isanjo sprach die S'artaj-Formel, wiederholte sie, eindringlich, monoton, andächtig. Ihre Hände zeichneten die vorgeschriebenen Luftbilder. Der Zauber verwob sich mit der Dunkelheit.

Aus weiter, nebliger Ferne wehten die Worte heran. Raja dachte an ihren Sohn Uanar, der jetzt zerschmettert unten, auf den

Pflastersteinen lag. Nie wieder würde sie ihn lachen sehen, nie wieder würde er sie in den Arm nehmen und sie an sich drücken. Seit dem Tod seines Vaters Hiko hatte er sich rührend um sie gekümmert. Ja, er war ein braver Sohn gewesen.

Und jetzt war er tot.

Gestorben, weil diese Schlange Shalia rücksichtslos und grausam ihre eigenen Interessen durchsetzen wollte…

Das ewige Leben für eine Mörderin?

Nein! Raja zuckte zusammen, so laut und schrill war dieses eine Wort durch ihren Geist gehallt.

Aufrecht, den Kopf stolz erhoben, stand Shalia Tasan nackt vor dem schwarzen Altar.

Kälte sickerte in den Raum. Es schien, als würde sich eine unsichtbare Tür öffnen, eine Tür, die in abgründige, neblige, feuchtkalte Tiefen führt…

Raunen und Wispern und fernes, leises Wehklagen. Dröhnen und Wummern. Wie von einem gewaltigen Herzschlag, tausendfach verstärkt durch eine dämonische Membran.

Shalias Haut überzog sich mit Eiskristallen. Zuerst waren sie kaum zu sehen, dann erscheinen sie Raja wie ein weißer Pelz…

Shalias Gesicht erstrahlte wie von innen heraus. »Hol mich zu dir, Sartuagor, Gnädige, Großzügige, ich bin bereit, zu dir zu kommen…«, murmelte sie mit einer Stimme, die kaum mehr als die ihre zu erkennen war.

Rajas innerer Widerstand wuchs, blähte sich auf. Aber gleichzeitig ertappte sie sich dabei, daß sie in Isanjos Gemurmel eingestimmt hatte, daß sie – instinktiv, automatisch – die schwarzmagischen Formeln sprach…

Es war zu spät…

Shalias Körper wurde durchscheinend. Die Eiskristalle glitzerten und flirrten. Grell flackerte das Licht der schwarzen Kerzen, von gespenstischen Luftwirbeln bewegt.

Das Dröhnen schwoll an. Lachen. Schreien. Heulen. Jaulen, alles vermischte sich zu einem Brei aus Geräuschen.

Raja krümmte sich zusammen. Schmerzen wühlten in ihr. Aber ihre Lippen formten weiterhin die Schwarzen Formel-Sprüche. Sie war eine Ehrenwächterin. Sie hatte der Auserwählten Treue versprochen. Sie mußte – sie mußte – mußte – mußte ihr helfen, zu der Sartuagar zu gelangen…

In dem kleinen, dunklen Raum begann es zu schneien!

Weiße Flocken wirbelten aus grauen Höhen herunter! Die Zimmerdecke war nicht mehr zu sehen, hatte sich in grauen, dunstigen Watteschleiern aufgelöst.

Shalia lachte befreit auf.

Ein heller Punkt entstand vor ihr in der wirbelnden Weite des Schneetreibens.

Das Tor!

Der Weg zu der Sartuagor!

Raja sah dies ebenfalls. Ein brennendheißer Impuls ließ sie vorwärtstaumeln, auf Shalia zu. »Nein!« keuchte sie. »Ich lasse dich nicht zu ihr – ich…«

Aber Isanjo stürzte ihr nach, umklammerte sie mit beiden Armen von hinten, und riß sie zurück. Raja taumelte, krachte gegen Isanjos üppigen Körper, verlor aber das Gleichgewicht nicht. Mit einem wilden Ruck befreite sie sich, wobei sie gleichzeitig wieder nach vorn torkelte. Ein gurgelnder Verzweiflungsschrei kam über ihre Lippen.

Shalia hatte die Schwelle des magischen Tores bereits überschritten! Als helle, strahlende Gestalt ging sie den silberhell erleuchteten Gang entlang, der vor einem riesigen, bronzenen Portal endete…

Die beiden Flügeltore waren einen Spalt weit geöffnet, wodurch Fetzen wattiger Dunkelheit herauslecken konnten.

Und in diesem Spalt stand sie. Sie – die Sartuagor! Die Wächterin!

Die Grausame…

Raja sah sie als verwaschenen, bedrohlich düsteren Schemen in der silbernen Helle! Ein jäher Schock krallte sich in ihrem Herzen fest. Dann prallte sie gegen ein unsichtbares Hindernis. Raja konnte die Schwelle nicht überschreiten. Sie kam nicht in den Gang hinein, konnte Shalia nicht folgen…

Mit einem verzweifelten Aufschluchzen hämmerten ihre Fäuste gegen das gläserne Nichts.

Die Schläge hallten übermäßig verstärkt und verzerrt in dem Korridor wider, der gleichzeitig verblaßte…

Shalias Körper wurde zu einem konturlosen Schatten. Das Silberlicht flackerte, wurde porös, zerfaserte.

Raja Jaganathan aber sank schluchzend zu Boden. Verkrümmt blieb sie liegen, die tröstenden, leisen Worte von Isanjo hörte sie nicht, denn sie trauerte um ihren toten Sohn, den sie nicht hatte rächen können…

***

Hinter den Kulissen der Realität…

Die Sartuagor stand vor ihrem dritten Opfer! Langsam reichte sie der Auserwählten die Hände. Ihre vollen Lippen formten stumme, liebkosende Worte. Die Auserwählte lächelte. Sie war glücklich. Die Blutaugen der Sartuagor glommen auf. Langsam näherte sie sich der dritten Auserwählten dieser Vollmondnacht.

Zärtlich umarmte sie sie.

Die beiden Körper schienen miteinander zu verschmelzen. Die

braunen, muffig riechenden Lumpen, die die Kleidung der Sartuagor waren, wischten über den milchweißen, zarten Körper der Auserwählten.

Noch immer schweigend, löste die Sartuagor die Umarmung, nahm das Mädchen bei der Hand und zog es mit sich.

Willenlos folgte ihr die Auserwählte in die kalte, schwarze Dunkelheit hinter dem Portal. Das Flehen und Jammern der gequälten Seelen schwoll an. Wie ein nichtirdischer Sturmwind fegte es heran.

Vielleicht wollten die Seelen der Toten das Opfer damit warnen.

Doch es war zu spät. Nichts rettete die Auserwählte jetzt mehr.

Die Wächterin nahm die Auserwählte mit sich.

Langsam, stumm, Seite an Seite, traten sie in die Finsternis hinein.

Die Blutaugen der Sartuagor leuchteten diabolisch und zufrieden, doch das bemerkte die Auserwählte nicht.

Mit einem metallischen Knirschen schlossen sich die Torflügel. Mit einem harten, nachhallenden Wummern kamen sie zusammen.

Alle Endgültigkeit des Universums lagen in diesem wuchtigen Schlag.

Eine gespenstische, unwirkliche Stille kehrte ein.

Und die Zeit bis zur nächsten Vollmondnacht verging…

***

London!

Eine trübe Nebelnacht.

In einer düsteren, engen Gasse in Soho stand ein dunkelblauer Morris; das Standlicht war eingeschaltet und verstreute eine lächerliche Helligkeit.

Zwei Personen saßen in dem Morris. Schon seit gut einer halben Stunde. Eine junge, hübsche Frau mit langen, schwarzen Haaren und geheimnisvollen, graugrünen Hexenaugen und neben ihr ein untersetzter, stämmiger Mann.

Damona King und Ben Murray.

Damona King seufzte.

Ben Murray sagte zwar nichts, aber dafür sprach der Ausdruck, den er auf dem breitflächigem Gesicht hatte, Bände. Er glaubte ihr kein Wort von dem, was sie ihm gesagt hatte.

Sie gab es auf. Sie war hundemüde, jeder Knochen im Leib tat ihr weh, und sie wollte nichts als sich in ihr Bett werfen und schlafen.

Für einen Augenblick rieb sie sich die brennenden Augen. Die Stille tat ihr gut, und gleichzeitig ärgerte sie sie. Verflixt, warum sagte Ben nichts? Warum saß er nur da, die Hände auf dem Lenkrad seines Wagens, und schwieg sie an?

Der berühmte Geduldsfaden riß.

Damona machte Anstalten, die Wagentür zu öffnen und auszusteigen.

Er hielt sie zurück. Seine linke Hand legte sich auf ihren Unterarm.

»Es ist ein ziemlicher Brocken, Damona«, sagte er leise. »Laß mir ein bißchen Zeit.«

»Glaub es, oder glaub es nicht, Ben«, erwiderte Damona King ungehalten. »Du warst ein Monster. Ein Kristall-Monster. Dein ganzer Körper, sogar dein Gesicht – alles war über und über mit blutroten Kristallen bedeckt. Der Fluch der Totenkönigin… Du bist davon infiziert gewesen. Herrgott, ich kann's dir noch hundertmal erzählen, und du kannst mir weitere hundertmal nicht glauben. Klar ist es ein Brocken. Ich hab's ja selbst kaum fassen können. Aber es ist passiert, Ben.«

»Und ich wollte dich umbringen…«

»Ja. Du wolltest mich umbringen. Zusammen mit den anderen Verwandelten.«

Er schüttelte den Kopf und entspannte sich. »Ich weiß, wozu diese verdammten Schwarzblütler in der Lage sind, aber – aber wieso kann ich mich an nichts erinnern?«

»Frag mich etwas leichteres. Es war so, wie ich gesagt habe. Ich kann von Glück reden, daß du mich nicht geschafft hast. Und du kannst von Glück reden, daß du wieder normal geworden bist. Dickschädel, verflixter.«

Er seufzte. »Vielleicht bin ich schon zu lange Polizist. Mit der Zeit geht das Mißtrauen in Fleisch und Blut über. Man kann nicht mehr unterscheiden zwischen dem, was man glauben kann und was man glauben muß. Aber…« Er zögerte kaum merklich. »Ich glaube dir, das ist es auch nicht… Nur der Gedanke daran, zusammen mit diesen anderen Menschen ein skrupelloses Werkzeug des Bösen gewesen zu sein …« Er schüttelte sich. Damona sah, wie es in dem bulligen Yard-Mann arbeitete. Sein Gesicht überschattete sich. Der Blick aus seinen Froschaugen richtete sich auf ihr Gesicht, als gebe es darin irgendeinen Trost zu sehen. Damona konnte nicht erraten, was hinter seiner Stirn vorging. Glaubte er ihr wirklich, oder blieb er insgeheim skeptisch?

Ben war ziemlich schwierig. Ein schrulliger, bissiger Bursche, der von seinem harten Beruf geprägt worden war. Seinen weichen Kern versteckte er unter einer rauhen Schale. Aber er war auch trotzdem Damonas und Mike Hunters Freund, und er wußte über die Umtriebe der Dämonen Bescheid. Erst vor kurzem hatte er Mike und ihr geholfen, die Ghoul-Armee, die sich um den Ghoul-König gesammelt hatte, zu zerschlagen.[1]

Aber in dem jetzt erst seit ein paar Minuten hinter ihr liegenden Fall war er auf der Gegenseite gestanden. Der Fluch der Totengöttin Darkoona hatte ihn zu einem Monster gemacht. Er und die anderen Verwandelten hatten sie im Kühlraum einer Metzgerei einfrieren wollen. Weshalb, das konnte Ben jetzt, nach seiner Rückverwandlung

nicht mehr sagen. Er wußte es nicht mehr.

Für Damona stand der Grund allerdings ziemlich fest. Darkoona, die Totengöttin, hatte sie einfrieren, durch schwarze Magie am Leben erhalten – und in das Totenreich holen wollen.

Das war nicht geglückt. Aber die Totengöttin hätte sich ihren Angriff mit den Kristall-Monstern ersparen können. Damona wäre freiwillig in ihr finsteres Reich gekommen, wenn sie das, was sie erst vor ein paar Minuten erfahren hatte, gleich von Anfang an gewußt hätte.

Nämlich, daß der Geist ihrer toten Mutter Vanessa in der Alptraumburg Darkoonas gefangengehalten und gefoltert wurde!

Rainbow, der Dämon vom Schwarzen Schwert, den sie vor einigen Monaten zusammen mit Mike Hunter aus den Katakomben des Grauens gerettet hatte, war es gewesen, der die Lawine ins Rollen gebracht hatte.

Selbst in Darkoonas Totenreich gefangen, hatte er von Vanessas Gefangenschaft erfahren. Zudem hatte er noch mitbekommen, daß der Graue Tod einen heimtückischen Angriff auf Damona King plante. So hatte der kleine Dämon alles darangesetzt, aus dem Totenreich zu entkommen und Damona zu warnen. Dies war ihm auch geglückt – allerdings mit Wissen und Zustimmung Darkoonas, die ihn nur als Werkzeug benutzte. Seine Flucht war getürkt, und so trug Rainbow den Fluch der Totengöttin auf die Erde, der jeden Menschen, der mit ihm in Berührung kam, zu einem Kristall-Monster machte, das bedingungslos der Totengöttin gehorchte.[2]

Auch Ben Murray war in den Mahlstrom des Grauens geraten, als er den Amoklauf des Polizisten Brian O'Hara untersucht hatte.

O'Hara war eines der ersten Opfer des Fluchs gewesen. Er hatte einige fußballspielende Jungens angegriffen. Damona King hatte ihn rechtzeitig genug stoppen, jedoch nicht verhindern können, daß O'Hara zum Skelett wurde, mit einem pulsierenden BlutKristall als Herzen, was ihn zu einer weit größeren Gefahr machte…

Alles, was mit diesem Skelett zusammenhing, war nur als nebulöses Etwas in ihrem Verstand. Sie hatte den Knöchernen vernichtet…

Hatte sie das wirklich? Hatte er an dem Kampf in dem Keller der Metzgerei teilgenommen?

Unsicherheit breitete sich aus, wenn sie daran dachte. Aber sie sagte sich, daß Rainbow er hätte merken müssen, wenn Irgend etwas faul gewesen wäre. Der Dämon vom Schwarzen Schwert aber war so zuversichtlich gewesen…

Und vorhin, nachdem Rainbow auf seine unnachahmliche Art verschwunden war, hatten Damona und Ben die ganze nähere Umgebung abgesucht, jedoch nirgendwo mehr Kristall-Monster aufgestöbert. So war sie bereit, Rainbow zu glauben. Es war vorbei…

Und es war noch einmal glimpflich ausgegangen.

Das Zauberwissen, das sie sich angeeignet hatte und das zu behalten und zu praktizieren ihr als Tochter der Hexe Vanessa nicht schwerfiel, hatte ihr dabei gewaltig geholfen. Mit Zauberei hatte sie es geschafft, drei Lichtstrahlen zu bannen und zu einer Fessel und Waffe zu schmieden. In dem Moment, in dem die Kristallenen von der Lichtschnur berührt wurden, setzte der Rückverwandelungsprozeß ein. Die Monster wurden wieder zu Menschen, und sie erinnerten sich an nichts. Wie Schlafwandler waren sie in ihre Wohnungen zurückgekehrt. Sie verstanden nichts. Aber das Grauen war noch eiskalt in ihren Herzen.

Das alles hatte sie Ben erzählt. Wenn sie fair war, mußte sie zugeben, daß es wirklich eine ganze Menge war, was er da zu schlucken und zu verdauen bekam.

Tief atmete Damona King durch. Es waren nur ein paar Sekunden vergangen, während ihr diese Gedanken durch den Kopf gingen.

Ben Murray schwieg noch immer.

Es begann zu regnen. Schwer hämmerten die Tropfen auf den Wagen herunter. Die Fensterscheiben beschlugen.

Damona sah in die Dunkelheit hinaus. Nebelschwaden zogen über den Boden der engen Gasse, in der Murrays Dienstwagen stand. Die Regentropfen zerschlugen die feinen, grauweißen Gebilde, die sich aber immer wieder umgehend neu formierten.

In einem der wenigen erleuchteten Fenster sah Damona einen Schattenriß auftauchen.

Ein Mann oder eine Frau schauten zu ihnen herunter.

Dann wurde hastig der Vorhang vorgezogen, und das warme gelbe Licht in der Wohnung eingesperrt. In der Gasse wurde es noch düsterer.

»Ich kenne ganz in der Nähe einen Schnellimbiß, der noch offen hat«, sagte Ben unvermittelt, wobei er ihr sein Gesicht zuwandte.

»Ich lade dich ein, Hexe, einverstanden?«

Damit brach das Eis endgültig.

Damona King atmete auf. Ein schmales Lächeln, das nicht ganz bis zu den Augen vordrang, entspannte ihr bleiches Gesicht, das von den Fausthieben, die sie hatten einstecken müssen, zerschunden war. Prellungen, ein Bluterguß, ein paar Hautabschürfungen. Aber das würde heilen. Sie konnte schon ein bißchen was einstecken und vertragen, ganz entgegen dem weitverbreiteten Vorurteil, Frauen seien hilfsbedürftige, anlehnungsbedürftige, schwache Wesen…

»Einverstanden«, sagte sie. »Mein Wagen steht irgendwo da hinten.« Sie ruckte mit dem Kopf. »Besser, wir fahren getrennt, sonst müssen wir nachher noch einmal einen Umweg machen. Und ehrlich, Ben – nach dem großartigen Abendmahl werde ich so schnell wie möglich in die Federn fallen.«

Ben Murray lächelte jetzt auch. »Akzeptiert.« Er startete und fuhr den Wagen rückwärts aus der Gasse heraus. Zum Wenden wäre auch nirgends ein Platz gewesen. Die Lüftung zauberte die Scheiben frei, und es wurde auch warm im Wageninnern. Damona fröstelte.

Erst jetzt fiel ihr auf, wie kalt ihr gewesen war.

»Du willst deiner Mutter helfen? – Ihrem Geist«, setzte Ben hinzu.

Er verströmte einen eigenartigen Geruch – einen Gefühlsgeruch, ein Wirrwarr an Empfindungen, das Damona sagte, wie es in ihm aussah. Vorhin wäre ihr das nicht möglich gewesen. Vielleicht, weil sie da noch zu aufgeregt gewesen war.

Ben fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Obwohl er an die Existenz der Dämonen glaubte – und auch schon genug Beweise bekommen hatte, daß diese Existenz Tatsache war, war er doch auch Polizist und gewohnt, logisch zu denken. Mit realen Fakten Umzugehen. Da fiel es wohl wirklich nicht leicht, über die Befreiung eines Geistes zu reden. Aber Damona war ihm dankbar dafür, daß er es wenigstens versuchte, sie wollte darüber reden. Sie mußte es sogar.

Denn dieses Wissen, daß der Geist ihrer toten Mutter im Reich Darkoonas gefangengehalten wurde, quälte sie unsagbar.

Murray warf ihr einen schnellen Seitenblick zu.

»Ja, ich will sie aus Darkoonas Alptraumburg herausholen.«

»Und wie? Hast du schon einen Plan?«

»Keinen.«

»Dieser komische Dämon… wie hieß er doch noch? – Rainbow. Ja, Rainbow. – Kann der dir nicht dabei helfen?«

»Vielleicht. Ich weiß nicht. – Die Frage ist auch, ob er mir dabei helfen will. Er glaubt, daß es eine Falle von Darkoona ist. Daß sie mich erwartet. Und dabei hat er wohl kaum Unrecht.«

»Weshalb hat sie dann erst versucht, dich mit den Kristall-Monstern…« Ben macht nach diesem Wort eine kurze Pause, Zeichen dafür, wie sehr er noch immer daran zu kauen hatte. »– dich mit dem Fluch zu treffen?«

»Rainbow meint, sie wollte mich damit nur testen. Meine Stärke sehen. Mich in einer ersten – sagen wir – Materialschlacht schwächen.«

»Hört sich auch ziemlich glaubhaft an.«

Ben Murray stoppte. »Da steht dein Flitzer. Sag mal – ist der neu?«

Damona nickte gedankenabwesend.

»Ein Porsche 928 Cabriolet, Donnerwetter. Den gab's doch erst vor ein paar Monaten auf der IAA in Frankfurt zu bestaunen. Wie hast du den so schnell über den Kanal bekommen?« Ben staunte, schüttelte den Kopf und beantwortete sich die Frage dann selbst. »Ach, weiß schon. Beziehungen. Natürlich. Konzernchefin müßte man sein. Wenn ich da an meine paar lausigen Kröten an jedem Monatsersten

denke…«

»Selbstmitleid, Ben?«

»Ein bißchen schon.« Er zuckte die gedrungenen Schultern. »Aber ich würde trotzdem nicht mit dir tauschen«, setzte er dann wieder wesentlich selbstbewußter hinzu.

Damona sagte nichts darauf. Manchmal wäre sie selbst froh, wenn sie nicht gezwungen wäre, diese Doppelidentität zu führen. Auf der einen Seite die junge Chefin eines multinationalen Konzernriesen, auf der anderen Dämonenkillerin.

Manchmal ein schizophrenes Selbstverständnis.

Gewinnmaximierung für den Konzern ging ihr nicht über alles, der Kampf gegen das Böse in der Welt war ihr wichtiger. Aber so wie sie ihrer Mutter versprochen hatte, das Böse zu jagen und zu bekämpfen, so hatte sie ihrem Vater, James F. King, versprochen, sich um den Konzern zu kümmern. Und – zugegeben – das Geld, das dank diesem Riesenunternehmen reichlich floß, sicherte ihre Unabhängigkeit und bildete somit die Grundlage dafür, daß sie sich dem Kampf gegen die Dämonen überhaupt derart intensiv widmen konnte. Ihr Vater mußte das damals schon so geplant haben… Aber auch er war tot, und der Gedanke an ihn schmerzte.

Damona bemerkte Bens Blick. »Hab ich was Dummes gesagt?« fragte der sonst so robuste Yard-Mann besorgt.

»Nichts, Ben. Ich bin heute nacht bloß kategorisch depressiv.« Sie versuchte ein Lächeln. »Was ist? Fahren wir jetzt? Ich hab Hunger!«

»Nur Geduld äh, wir könnten ja dein Geschoß nehmen, dann sind wir schneller da«, sagte er heimtückisch, »und nach unserem Mitternachtsrendezvous lieferst du mich zu Hause ab. Den Dienstwagen lasse ich morgen abholen. Verflixt, Damona, im Ernst – mich jucken alle zehn Finger danach, einmal in so einem Renner zu sitzen…« Er warf ihr einen so süßen, treuen Hundeblick zu, daß Damona gar nicht anders konnte, als einverstanden zu sein.

Murray stellte den Dienstwagen am Randstein ab. Sie stiegen in Damonas 928 um. Ben klemmte sich hinters Lenkrad. »Wie in einem Flugzeug-Cockpit«, meinte er bewundernd. »Schönes Gefühl.«

Sie fuhren.

Der Schnellimbiß hatte tatsächlich noch geöffnet, und sie bekamen ihre Hamburger mit Ketchup und auch die Colas umgehend.

Dann standen sie unter dem Blech-Vordach in der feuchten Helligkeit, die aus der Schnellimbiß-Bude herausfiel, kauten an den zähen Dingern und sprachen nur hin und wieder ein paar Worte miteinander. Beide, Damona und Ben, hatten genug, worüber sie nachdenken mußten.

Der Regen rauschte vom Himmel und trommelte Fontänen auf den schwarzen, glasiert wirkenden Asphalt. Er verbreitete eine

melancholische Stimmung, wozu der Duft von brutzelndem Fett und Zwiebeln überhaupt nicht passen wollte.

Damona war mit ihren Gedanken bei ihrer Mutter, die, obwohl sie tot war, eine schreckliche Gefangenschaft ertragen mußte…

***

Eine dreiviertel Stunde später hatte sie Ben Murray vor dem Wohnblock in der Nähe der Victoria Street abgesetzt. Sie verabschiedeten sich, Ben versprach, am nächsten Morgen bei ihr anzurufen, dann wurde es Zeit für Damona. Schon jetzt hatte sich die Müdigkeit buchstäblich schon bis auf ihre Knochen durchgefressen. Sie gähnte immer öfter, und es fiel ihr auch wirklich schwer, die Augen offenzuhalten und sich auf die schwarze, naßglänzende Straße zu konzentrieren.

Lichtreklamen zuckten auch jetzt noch, wobei es aber kaum mehr jemanden unterwegs gab, der sie hätte bemerken können.

Es war spät. Auch die abgebrühtesten Nachtschwärmer waren zu Hause – oder wenigstens in irgendeinem Bett. Damona King fuhr nicht zu schnell, kam aber doch zügig voran, weil viele Ampeln ausgeschaltet waren.

Der Regen hatte nachgelassen. Es tröpfelte jetzt nur noch. Dafür aber wallten die Nebelschwaden um so massiger über dem Straßenbelag.

Am Nachthimmel stauten sich wuchtige Wolkengebirge. Der Wind war zu schwach, um sie weiterzutreiben.

Deprimierend, so eine nächtliche Fahrt. Außerdem noch nach dem, was sie am Tag hinter sich gebracht hatte. Der Kampf gegen die Kristall-Monster war ein hartes Stück Streß gewesen. Es war wieder einmal hart auf hart gegangen.

Dann bog sie in die Kings Road ein, kam auch an der Zentrale des King Konzerns vorbei und erreichte ein paar Minuten später die Abfahrt zur Tiefgarage des Hotels Claridge's, wo sie ein auf Dauer gemietetes, geräumiges Apartment bewohnte, wenn sie in London war.

Das Hotel war klein, nicht zu exklusiv, eben so, daß man sich wohl fühlen konnte. Damona hätte es nicht ertragen, von gestelzten und dienernden Leuten umgeben zu sein.

Sie stellte den Porsche in der Parkbucht ab, stieg aus, schloß ab und marschierte zum Lift. Hinter ihr rasselte das automatische Gitter der Einfahrt wieder herunter.

Damona ließ sich mit der Liftkabine hinaufbefördern.

Niemand begegnete ihr. Stille lag in dem Flur auf den sie hinaustrat und zur Tür ihres Apartments ging. Der lindgrüne Teppich dämpfte ihre Schritte. Den Schlüssel hielt sie bereits in der Hand, sie schloß auf und trat ein. Mit der linken Hand hieb sie die Beleuchtung an.

»Rainbow?« rief sie fragend.
Keine Antwort. Also hatte es der Dämon vom Schwarzen Schwert nach seinem Abgang offenbar vorgezogen, in dämonische Gefilde zu verschwinden. Obwohl Rainbow keinesfalls ein ›normaler‹ Dämon war. Er stand auf der Seite des Guten und bekämpfte seine schwarzblütigen Artgenossen.
Damals, als sie das Allmächtige Auge, ein sehr mächtiges Relikt der Weißen Magie, aus den Katakomben des Grauens geholt hatten, hatte er sich bereits entschieden gehabt. Asmodis hatte ihn in die Scheide des Schwarzen Schwertes gebannt und jahrhundertelang in der Schwarzen Bibliothek der Dämonen gefangengehalten. Und das nur, weil Rainbow Zeuge gewesen war, wie der Dämonenfürst das Allmächtige Auge gestohlen hatte.
Damona zog die schwarze Lederjacke aus und warf sie achtlos irgendwohin. Dann folgte die Schulterhalfter mit der Luger. Damona streckte sich und genehmigte sich einen Drink im Stehen. Sie überlegte träge, ob sie noch duschen oder gleich ins Bett gehen sollte, wobei sie sich für letztere Möglichkeit entschied.
Wieder mußte sie vage an das Skelett Brian O'Haras denken. Und im gleichen Augenblick war auch wieder der Druck in ihrem Schädel, als würde Watte hineingedrückt. Warum? O'Hara war doch tot, das Skelett durch den Schlag mit den verzauberten Lichtstrahlen ergangen…
Rainbow hätte ihr dazu sicherlich genaueres sagen können. Wo mochte er stecken?
Die Gedanken an das Skelett versickerten.
Damona gähnte herzhaft, nahm sich vor, sich morgen darum zu kümmern und zog auch die eng sitzende schwarze Lederhose aus, nachdem sie zuvor die hochhackigen Cowboy-Stiefel in die nächste Ecke gefeuert hatte. Der Hose folgte das goldfarbene T-Shirt, und dann tappte Damona – nur mit Slip und BH bekleidet – Richtung Schlafzimmer. Sie löschte das Licht im Wohnzimmer, drückte die Tür zum Schlafzimmer auf, machte Licht – und spürte den feuchtkalten Luftzug! Raschelnd bauschte sich ihr die Gardine entgegen.
Noch immer schöpfte Damona King keinen Verdacht. Sie wollte endlich ins Bett kommen, denn morgen hatte sie eine Menge vor.
Kopfschüttelnd ging sie zum Fenster hinüber. Es war angelehnt. Der Sims war naß vom Regen.
In ihrem Schädel schrillte plötzlich ein unangenehmer Ton. Hatte sie das Fenster offengelassen? Oder Rainbow?
Oder…
Die Antwort bekam sie automatisch, denn hinter ihr wurde die Tür mit einem harten Ruck ins Schloß gedrückt.
Damona war wie eine blutige Anfängerin in die Falle gelaufen!

Sie kreiselte herum und sah die grauenvolle Erscheinung! Ein gelbweißes Skelett stand vor ihr, und in der Brust, hinter den Rippenbögen, pumpte ein roter Kristall wie ein richtiges Herz…

***

Sie träumte nicht, das Skelett war echt! Tödlich echt!

Mit einem tierhaften Grollen stelzte es vor. Der Kristall in seiner Knochenbrust leuchtete heller.

Damona wußte jetzt, warum sie immer diesen Druck im Schädel gehabt hatte, wenn sie an den Knochenmann gedacht hatte. Er hatte ihre Erinnerung getürkt!

»Berührst du nicht, bist du verloren«, knarrte die Stimme des Skeletts. Keine richtige Stimme, sondern eine telepathische, die direkt von dem Kristall ausstrahlte und in Damonas Kopf widerhallte. »Berühre ich dich, bist du auch verloren. Keine Chance. Diesmal nicht mehr, Damona King. Du hast deine Tricks ausgespielt. Jetzt bin ich dran, du entkommst nicht mehr aus diesem Zimmer.«

Der Kiefer ruckte nach unten. So sah es aus, als würde die Knochenfratze grinsen. Die normalen, menschlichen Augen, die in den knöchernen Höhlen saßen, glühten auf. Ein böser Anblick, groß und weiß und rund die Augäpfel, rot gerändert, wobei die Pupillen eigenartig verzerrt, auseinandergelaufen, wirkten.

Damona spürte, wie ihr heiß und kalt zugleich wurde.

Das Skelett ließ sich Zeit, kam aber unaufhaltsam näher, die Knochenhände hielt es vorgestreckt, als wollte es sie damit erwürgen.

Damona wich zurück. Dann ging es nicht mehr weiter. In ihrem Rücken war das halb offene Fenster. Kalte Luft fächelte herein und jagte ihr die Gänsehaut auf Rücken und Arme. Aufgeregt hämmerte ihr Herz.

»Weshalb die Mühe?« sagte sie spöttisch.

»Ich habe Darkoonas Auftrag zu erfüllen.«

***

»Ich weiß, daß deine Herrin den Geist meiner Mutter Vanessa gefangen hält. Ich…«

»Dann kommst du freiwillig mit?«

»Du willst mich zu ihr bringen?«

»Ja«, grollte das Skelett. Und wieder machte es einen Schritt vorwärts.

Damonas Gedanken jagten sich hinter ihrer Stirn. Sie hatte nicht viel Zeit, sich zu entscheiden. Zweifellos aber war dies der schnellste Weg, in Darkoonas Reich zu kommen. Wenn sie erst einmal dort war, konnte sie noch versuchen…

Weiter kam sie nicht mehr.

Das Skelett stand vor ihr. Die Knochenhände bewegten sich in

Zeitlupentempo vor. Dann berührten sie Damonas Brust. Langsam strichen sie über die samtbraune Haut höher, zu ihrer Kehle hin.

Damona biß die Zähne zusammen und ließ es geschehen.

»Du bist mutig, Sterbliche!« knirschte das Skelett.

Damona King dachte nur an ihre Mutter. Das ekelhafte Kratzen der Skelettfinger bemerkte sie so gar nicht.

»Bring mich in Darkoonas Reich«, sagte Damona King und starrte in die Skelettfratze, die direkt vor ihr war. Sie würde den Anblick des Knochengesichts mit den menschlichen Augen niemals in ihrem Leben mehr vergessen. Es war grausam, nur mit Mühe beherrschte sie sich.

»Das werde ich, so oder so.«

Die Knochenhände schlossen sich mit einem unerwarteten Druck um Damona Kings Hals und drückten zu.

Ob das Skelett töten oder nur ein grausiges Spiel mit ihr treiben wollte, würde Damona King nie erfahren!

Plötzlich überschlugen sich die Ereignisse!

Ein wütender Schrei gellte hinter dem Skelett auf! Etwas – oder jemand – fiel mit einem dumpfen Poltern zu Boden. Gleichzeitig sah Damona die schattenhafte Bewegung. »Nicht!« schrie sie.

Das Skelett ruckte herum, ließ ihren Hals dabei los. Ein überraschtes Knurren wurde laut. Dann surrte der längliche Gegenstand heran…

Es war ein schwarzes Schwert!

Und es köpfte das Skelett!

Der Knochenschädel wirbelte durch die Luft, die Menschenaugen wurden gleichzeitig stumpf und gläsern, dann fiel der Kopf wie ein bleicher Ball auf den Boden und kullerte weg.

Der Torso des Skeletts aber machte einen tapsenden Schritt vorwärts, auf das Wesen zu, das ihn angegriffen hatte!

Rainbow, der Dämon vom Schwarzen Schwert, packte seine Waffe fester und wich zurück. Breitbeinig stand der kleine Dämon da, in seinen großen Kinderaugen flackerte es entschlossen. Er nahm förmlich Maß.

Damona stürzte vor. Sie wollte nicht, daß Rainbow das Skelett vernichtete…

»Du darfst ihm nichts tun! Es kann mich in Darkoonas Totenreich bringen! Zu meiner Mutter…«

»Damit du genauso versklavt wirst wie sie«, zischte Rainbow verächtlich. »Kapier doch endlich! Die wollen dich lebendig ins Totenreich schaffen, damit du dort die ewige Pein erleidest. Es ist eine gigantische Falle. Alles ist genauestens vorbereitet!«

Das Skelett nutzte Rainbows Abgelenktsein und schnellte sich vor.

Die Skelettklauen hieben nach dem Gesicht des kleinen, verwachsenen Dämons. Der aber war auf der Hut. Er tauchte nach der Seite hinweg, gleichzeitig schlug er mit der schwarzen Klinge zu.

Sirrend fegte die Waffe durch die Luft und hieb dem Skelett die Beine unter dem Leib weg.

Der Unheimliche brach zusammen.

Grellrot leuchtete das Kristall-Herz in seiner Brust. Rainbow schloß die Augen.

Er nestelte an dem Bademantel herum, der Damona gehörte und ihm viel zu groß war. Dann beförderte er die verzauberten Lichtschnüre heraus und schlug zu.

Ein jäher, kreischender Angstschrei wurde laut, gellte in Damonas Ohren, stach bis in die Tiefen ihrer Seele…

Sie brach zusammen.

Das Skelett verging in einem Brodeln. Die Knochen zerfielen, wurden zu flockigem Staub, in dem nur noch der BlutKristall lag und pumpend sein grelles Licht verstrahlte.

Rainbow machte dem ein Ende. Er schlug mit den verzauberten Lichtstrahlen auf den faustgroßen Gegenstand ein, bis dieser schlagartig schwarz wurde, dann ebenfalls brodelnd anfing sich aufzulösen.

Nur ein stinkender, schwarzgrauer Fleck blieb übrig.

Auch über Damonas Körper ließ er die Lichtschnur züngeln, denn sie war von dem Skelett berührt worden… Als Rainbow dann nach dem Totenschädel des Skeletts sah, war der bereits zu Staub zerfallen.

»So«, schnaufte der kleine Dämon.

Er stampfte zu Damona hin und kniete neben ihr nieder.

Sie war nicht ohnmächtig. Aber die Erschöpfung hing wie Bleigewichte an ihr. »Du hast nichts verstanden, Rainbow«, flüsterte sie.

»Ich – ich wußte, daß es eine Falle ist. Aber ich wollte es riskieren. Er hätte mich auf dem schnellsten Weg ins Totenreich gebracht…«

»Auf dem schnellsten und für dich aussichtslosesten.« Der Dämon schüttelte den Kopf. »Wir finden einen besseren Weg. Einen, bei dem wir zumindest eine Chance haben, Darkoona und ihre Bestien aus den Vorhöfen der Hölle auszutricksen.«

Damona strich sich die Haare aus dem Gesicht. Sie verdaute das alles gar nicht mehr richtig. Sie mußte schlafen, schlafen, verdammt.

In ihrem Schädel blubberte ein zäher Brei, sie hatte Kopfschmerzen.

»Ich hab dir etwas mitgebracht«, hörte sie Rainbow aus scheinbar weiter Ferne sagen.

»Müde…«

»Dafür aber nicht. Es ist Mike.«

Hoppla, das war doch ein Hammer, der ihre Lebensgeister wieder einigermaßen auf Vordermann brachte. Sie schüttelte sich, kniff die Augen zusammen, und der schlierige Film, der scheinbar auf ihren Pupillen lag, verschwand tatsächlich.

Mike Hunter stand groß, schlaksig und ein bißchen unbeholfen hinter dem kleinen Dämon.

»Scheußliche Sache, nur Statist zu sein«, meinte er verlegen.

»Mike!«

»Wußt' ich's doch!« brummte Rainbow zufrieden.

Damona kam hoch, Mike half ihr dabei auch, und Rainbow ging aus dem Weg.

Dann lagen sich Damona und Mike in den Armen. Mikes Körper war hart, sehnig, muskulös, und sie genoß es, ihn zu fühlen. Sie zitterte jetzt auch, und es war eine Schwäche in ihr, die sie wieder hätte umfallen lassen, wenn Mike Hunter sie nicht gehalten hätte.

Der Dämon vom Schwarzen Schwert konnte sich einen weiteren Kommentar nicht verkneifen: »Ich war schon immer Romantiker! Ach, muß Liebe schön sein. Wenn ich…«

Dann flog ihm ein Kissen an den Kopf, das ihn glatt von den Füßen riß.

»Ruhe!« befahl Mike Hunter.

Er brachte Damona zum Bett und legte sie darauf. Sie ließ alles willenlos geschehen, sie war einfach zu müde, um auch nur noch einen kleinen Finger zu rühren.

»Er hat mir alles erzählt«, sagte Mike leise, als er neben ihr auf dem Bett saß.

Rainbow schimpfte irgendwo hinter ihm. »Das hat man nun davon. Da opfert man sich auf, da zerreißt man sich, und dann – dann bekommt man ein Kissen an den Kopf geworfen! Typisch Mensch!«

»Rainbow, bitte!«

Er war beleidigt, schmollte und verließ das Schlafzimmer. Die Tür schmetterte er hinter sich zu.

»Er hat mich so schnell von Kings Castle wegteleportiert, daß ich nicht einmal mehr Henry Bescheid sagen konnte. Muß ihn nachher anrufen, sonst dreht er durch.«

Damona nickte. Sie streichelte über Mikes Gesicht, erforschte es mit ihren Fingerspitzen, fühlte es mehr, als sie es sah. Ein markantes, männliches Gesicht: hager, braungebrannt. Verwegen blitzten die haselnußbraunen Augen darin, und die mittellangen brünetten Haare hingen ihm zerzaust in die Stirn.

»Grippe auskuriert?« fragte sie.

»Klar. Bin wieder topfit. Das Betthäschendasein ist nichts für mich. Und dazu noch ohne dich.«

»Ich habe Angst, Mike«, sagte Damona plötzlich, weil sie jetzt einfach seine Nähe brauchte.

»Wir haben die Dämonen bis jetzt immer wieder geschafft«, sagte Mike etwas lahm.

»Sie haben den Geist meiner Mutter.«

»Ich weiß. Aber wir werden einen Weg finden, Vanessa zu befreien.«

»Mike…« Sie zögerte. »Manchmal glaube ich, daß wir irgendwann doch verlieren werden. Es wird immer knapper. Die Schwarzblütler werden immer raffinierter. Und es nimmt kein Ende. Für einen, den wir erledigen, stehen fünf oder noch mehr neue auf.«

»Komm, komm, keine Panik, Damona. Schlaf dich aus. Morgen reden wir weiter. Du hast eine ganze Menge erlebt in den letzten zwölf Stunden. Jetzt bist du dran mit dem Bett hüten und dem Matratzen abhorchen.« Seine Stimme war sanft, duldete aber auch keinen Widerspruch. Er breitete die leichte Steppdecke über Damona aus, sie rollte sich zusammen wie eine zufriedene Katze und schloß die Augen.

Stille kam. Frieden durchdrang sie warm und mild. Mike war da, und draußen, im Livingroom, Rainbow. Er schmollte zwar noch immer, sie konnte es bis hierher fühlen, aber das würde sich legen.

Rainbow war nicht nachtragend.

Das Skelett, das Darkoonas manifestierten Fluch – den Blut-Kristall – gehütet hatte, war nicht mehr. Damit war eine höllische Gefahr endgültig beseitigt. Jeder, der mit diesem Skelett in Berührung gekommen wäre, hätte sich in ein Kristall-Monster verwandelt. Damit hätte alles wieder von vorn begonnen.

Das Skelett war auch das ›Gehirn‹ der Verwandelten gewesen. Es hatte sie gesteuert. Der Blut-Kristall mußte so etwas wie eine dämonische Intelligenz besessen haben.

Und eine gewaltige magische Macht. Er hatte ihre Erinnerung getürkt. Weil er es so gewollt hatte, hatte sie nicht konkret an das Skelett denken können, deshalb war immer dieser Druck in ihrem Schädel entstanden, wenn sie es doch versucht hatte.

Es war richtig gewesen, daß Rainbow dieses – dieses Ding vernichtet hatte. Und – sicher…

Damona Kings Grübeln faserte auseinander. Sie driftete in den Schlaf hinüber, war von einer Sekunde auf die andere weg und schlief tief und traumlos wie eine Tote.

***

ZWISCHENSPIEL IM NIRGENDWO Wenn zwei sich streiten, freut sich der dritte, heißt es in einem menschlichen Sprichwort.

Das traf so nicht auf das Selbstverständnis der Dämonen zu!

Auch sie waren untereinander verfehdet. Manche mehr, manche weniger. Die meisten aber hatten sich trotzdem in der Schwarzen Familie unter Fürsten Asmodis zusammengeschlossen.

Die Schwarze Familie stellte eine beachtliche Macht im Schattenreich dar.

Doch seit einigen Monaten – nach der Zeitrechnung der irdischen Sterblichen – hatte sich eine zweite Macht manifestiert: die Blutgötter

der alten Erde!

Sie dachten nicht daran, sich der Schwarzen Familie anzuschließen, und auch mit Asmodis und Satan wollten sie nichts zu tun haben.

Sie pochten auf ihre älteren Rechte und beanspruchten die alleinige Macht im Schattenreich für sich!

Der Zwist schwelte. Jede der beiden dämonischen Supermächte wußte, daß der offene Kampf irgendwann fällig war. Noch aber hielten sie sich zurück. Aus dem Hinterhalt heraus versuchten sie sich gegenseitig zu schwächen. Dabei waren die Mitglieder der Schwarzen Familie noch im Vorteil. Die Blutgötter bauten sich ihre Gefolgschaft erst auf. Sie sammelten Vasallen um sich. Dämonen, die sich von der Schwarzen Familie abgewandt hatten, bisher blockfreie Dämonen – oder ganz normale Menschen, die ihnen durch schreckliche Taten ihre Seelen verkauften.

Da schufen die Blutgötter ein bestialisches Wesen: BASTARDA!

Bastarda, die Dreimalgroße. Eine Kreatur, die aus drei miteinander verschmolzenen Individuen entstanden war: aus einer Halb-Dämonin, einer Hexe – und einem Blutgott.

Eine Schönheit mit zwei Gesichtern: einem engelhaft schönen Frauengesicht – und einer Knochenfratze. Sie war die mächtige Unterführerin der Blutgötter, sie sammelte die Vasallen, ließ sie im Dienste der Blutgötter ausschwärmen und Böses tun und koordinierte ihre Anschläge.

Mit der Zeit wuchs Bastardas Einfluß, und damit der der Blutgötter. Überall saßen ihre Spione.

Auch in der Schwarzen Familie der Dämonen.

Deshalb war es nur logisch, daß Bastarda sehr schnell von den Plänen Asmodis und der ihm treu ergebenen Totengöttin Darkoona erfuhr!

Bastarda wurde mitgeteilt, daß die beiden Damona King – die auch ihre Todfeindin war – eine Falle stellten, und daß sie einen zugkräftigen Köder hatten: nämlich den Geist von Damona Kings Mutter.

Bastarda tobte.

Aber dann beschloß sie, zu handeln. Sie dachte nicht daran, Asmodis den Triumph zu gönnen, Damona King erledigt zu haben. Denn in diesem Falle würde der Einfluß und das Ansehen des Fürsten gewaltig in die Höhe schnellen lassen. Das galt es zu verhindern. Unter allen Umständen!

Bastarda traf ihre Vorbereitungen…

***

Damona King schlief durch bis zum Mittag. Niemand störte sie.

Als sie dann aufwachte, fühlte sie sich wie neugeboren, ihr Körper

hatte Kräfte gesammelt, die sie in den nächsten Tagen bestimmt brauchen würde. Sie war zäh und nicht umsonst die Tochter einer Hexe…

Die Vorfälle des gestrigen Tages und auch der Nacht waren verblaßt, etwa wie eine Fotografie, die jahrelang starkem Sonnenlicht ausgesetzt gewesen war.

Auch die Depressionen waren verschwunden.

Aber sie schämte sich ihrer nicht. Sie war eben auch nur ein Mensch, und wenn es nur noch ganz schlimm kam, dann brannte eben die berühmte Leitung irgendwann einmal durch.

Damona ging ans Fenster, zog die Vorhänge und die Gardinen beiseite und sah hinaus. Ein strahlend blauer Himmel wölbte sich über den Dächern von London. Kein Wölkchen störte.

Aber es mußte kalt sein, denn die Leute, die auf dem Gehsteig auf der gegenüberliegenden Seite gingen, hätte die Mantelkragen hochgestellt, und vor ihren Mündern sah sie weiße Atemfetzen.

Der Herbst trat ins letzte Stadium, der Winter kündigte sich an.

Kürzlich war der erste Frost gewesen. Die Blätter der Bäume und Büsche hatte sich schon längst braun verfärbt. Der Wind schüttelte sie von den Zweigen. Braunen Tupfern gleich überschwemmten sie die Straßen Londons. Der Hyde-Park wirkte trostlos, so kahl und Öde.

Damona wandte sich ab. Nackt, wie sie war, schlenderte sie ins Badezimmer und duschte erst einmal. Mike Hunter hörte sie in der Küche werkeln.

Zwanzig Minuten später, nach einer belebenden Heiß-Kalt-Dusche und frisch in Schale – verwaschene, enge Jeans, dazu einen zartblauen Pullover, nicht ganz so eng, dafür aber lang und kuschelig weich – kam sie in die Küche.

Es roch köstlich nach gebratenem Fleisch und warmem Toast.

»Morgen!« sagte Damona gut gelaunt.

Mike bemerkte sie erst jetzt. Er drehte sich herum, einen Teller voll gebratenem Speck in der Hand, in der anderen eine Gabel.

»Morgen, Damona. Alles klar?«

Sie nickte. »Rainbow?«

»Unterwegs. Geheimmission, wie er sagt. Heckt Irgend etwas aus. Du kennst ihn ja. Der ist wie eine Handvoll Wind. Man kann ihn nicht festbinden und halten.«

Damona setzte sich. Der Vergleich, den Mike hinsichtlich des kleinen Dämon gebraucht hatte, stimmte schon. Aber sie mochte Rainbow so wie er war. Auch sein loses Mundwerk.

»Essen wird gleich serviert«, kündigte Mike Hunter an. »Vom Chef des Hauses persönlich zubereitet!«

Damona spürte auch, daß sie Hunger bekam. Und zwar wie ein ausgewachsener Grizzlybär nach dem Winterschlaf, so ließ sie ihre

Blicke über den Tisch schweifen und sah, was Mike schon liebevoll plaziert hatte: Brot, Schinken, Käse, und auch Marmelade und Wurstscheiben. Jetzt stellte er den gebratenen Speck auf den Tisch.

Dann den Toast. Und einen Augenblick später die Kaffee-Kanne.

Obwohl sie beide – was Trinkgewohnheiten anging – waschechte Briten waren, bevorzugten sie morgens doch Kaffee – höllisch schwarz und höllisch stark. Den Five-O-Clock-Tea aber ließen sie sich genausowenig nehmen.

Mike setzte sich, strahlte sie an. »Zufrieden?«

Damona ließ es sich schmecken, strahlte zurück und nickte.

Zwischendurch fragte sie: »Und du weißt nicht, was er vorhat?«

Mike zuckte die Schultern. »Er hat nichts gesagt.«

Wenig später waren sie fertig, der Kaffee tat gut, der Duft, der noch immer in der Luft hing, sorgte für eine wohlige heimelige Atmosphäre. Damona lehnte sich zurück. So wie jetzt, wünschte sie sich, könnten die Morgen – oder besser: die Mittage öfters sein.

Aber es blieb nicht so friedlich und beschaulich.

Rainbow kehrte zurück.

Mit einem unterdrückten Fluch rematerialisierte der Dämon aus dem Nichts – und zwar in der Luft über dem vollbeladenen Frühstückstisch!

Halt fand er nirgends.

Dann krachte und schepperte es – und der Dämon von Schwarzen Schwert saß mitten zwischen zerschlagenem Porzellan, Brotscheiben, Wurst, Käse und Marmelade.

Er fluchte zum Gotterbarmen.

»Komm, komm. Ich helfe dir runter«, erbot sich Mike Hunter.

»Laß mich in Ruhe!« giftete der kleine Dämon. Er rappelte sich hoch, stieß Mikes hilfreiche Hand weg und kletterte umständlich aus dem Chaos, das er angerichtet hatte.

»Das nächste Mal mußt du besser zielen«, schlug Damona honigsüß vor.

Der Dämon warf sich in die Brust, seine Augen glühten förmlich, er setzte zu einer gesalzenen Entgegnung an.

Er wurde sie nicht mehr los.

Damona beugte sich nämlich vor und gab ihm einen Kuß mitten auf die Nase!

»Danke«, sagte sie leise. »Für alles, was du für mich getan hast.«

Er wurde verlegen. Seine Wangen färbten sich unter dem weißen Rauschebart rot. »Ach, Damona, Mädchen, das – das – äh – war doch eine – äh – Kleinigkeit.« Er warf Mike einen Blick zu, dann sah er wieder Damona an. »Eine – Hand wäscht die andere, oder so ähnlich sagt ihr doch, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und wer räumt diesen Schlammassel auf? Ich meine – weil wir schon bei Reinlichkeitsaktionen sind?« Mike zeigte auf den Tisch, auf dem es aussah, als hätte eine Bombe eingeschlagen.

Rainbow machte seinem Namen jetzt noch mehr die Ehre. Die Farbe auf seinem Gesicht wechselte von Rot bis zu einem ungesunden Grün.

»Jetzt laß mich doch erst einmal zu Wort kommen«, zischelte er, und der Rauschebart hüpfte. »Dann wirst du schon sehen, ob dir das noch wichtig ist.«

Mike Hunter wußte, wann ein Späßchen angebracht war und wann nicht.

Jetzt war es nicht mehr angebracht. Er wurde ernst.

»Du hast etwas herausgebracht?«

Der kleine Dämon nickte.

»Sag es uns, Rainbow«, bat jetzt Damona King. In ihren Augen glomm ein Funke auf. Sie schüttelte die Unbeschwertheit der letzten Minuten ab wie die Schlange ihre Haut. Jetzt war sie wieder die Tochter der Hexe – die Dämonenkillerin Damona King, die ein Ziel hatte…

Den Kampf gegen das Böse!

Und – momentan vordringlich – die den Geist ihrer toten Mutter aus der Alptraumburg der Totengöttin befreien wollte!

Rainbow hockte sich auf einen Stuhl, machte den Rücken gerade, damit man ihn auch sah, und begann: »Ich glaube, ich habe einen Weg gefunden, Damona«, sagte er.

»Und?«

»Laß mich ein bißchen ausholen. Du weißt, daß es so gut wie unmöglich ist, lebendig ins Totenreich zu kommen. Ich war drin, gut, aber ich bin ja auch ein Dämon. Das ist also etwas anderes. Den Weg zurück weiß ich nicht Ich bin auf meiner Wanderschaft durch die grenzenlosen Weiten der Dimensionen in eine magische Falle geraten und in Darkoonas Reich erst wieder zu mir gekommen. Die Flucht auf die Erde war von ihr getürkt. Du weißt ja, wie ich hier angekommen bin.« Er schüttelte sich. »In einem Kristall. Entwürdigend.«

»Mit dem wir eine Menge Ärger hatten«, setzte Damona hinzu.

»Ja, das wissen wir. Komm zur Sache, Rainbow. Spann uns nicht auf die Folter.«

»Deine Mutter ist in Darkoonas Alptraumburg, das hab ich dir ja auch schon gesagt. Diese Burg liegt mitten im Totenreich. In einer Wahnsinnslandschaft. Bewacht wird sie von Kreaturen aus den Sieben Vorhöfen der Hölle.«

»Ein paar davon haben wir auch schon kennengelernt«, warf Mike Hunter ein. »Bastarda hat ein Tor geschaffen und sie in New York auf die Menschen loslassen wollen.«[3]

»Ja, ja, aber im Totenreich treten diese Kreaturen konzentriert auf. Es

– es ist eine Welt für sich… Die Geister der Toten haben neue Körper bekommen. Schein- oder Pseudokörper. Ihre Charakter haben sich verändert durch die dämonische Strahlung, die dort herrscht. Darkoona steht unter Asmodis Schirmherrschaft, sie verfügt über gewaltige Mächte, das habt ihr ja gesehen.« Er schwieg kurz, räusperte sich, fügte dann hinzu: »Sogar mich hat dieser Knochenheini täuschen können. Ich hab ihn einfach vergessen. Aber das ging ja noch mal gut ab …«

»Und jetzt kommt's!« brummte Mike Hunter großartig.

»Ja.« Der kleine Dämon mit den großen Kinderaugen nickte. Seine rechte Hand zwirbelte den weißen Bart, strich dann kurz über die hohe, gerunzelte Stirn und verschwand unter dem Tisch.

»Wir müssen nach Bangkok.«

»Nach Bangkok«, echote Mike Hunter.

»Ja. Dort gibt es ein magisches Portal. Einen Weltenschacht ins Totenreich.«

»Und der Haken an der ganzen Sache?« fragte Damona King gespannt.

»Es wird bewacht. Von einem fürchterlichen Wesen, das Sartuagor heißt. Es ist ein Mädchen – oder wenigstens sieht es so aus.«

»Und?«

»Sie ist eine entartete Wächterin. Sie ernährt sich von Menschenblut. Und sie herrscht über eine ganze Armee von Nebelgeistern, die mit ihr – das Portal zum Totenreich schützen.«

»Und?« fragte Damona King ein weiteres Mal.

Mike sagte ungehalten: »Laß dir doch nicht alles einzeln aus der Nase ziehen!«

Beleidigt warf ihm Rainbow einen Blick zu. »Ich will's nur schonend machen. Man kennt ja die schwachen Nerven von euch Menschen.«

»Also: mach's schonend und beeil dich trotzdem!«

»Schon gut, trampelt nur auf mir herum!« Rainbow schniefte.

Dann packte er vollends aus: »Niemand – nicht einmal die alten Weisen des Schattenreiches – weiß, wo dieses Portal liegt. Es gibt nur Gerüchte. Demnach soll die Sartuagor in jeder Vollmondnacht drei Auserwählte zu sich rufen. Junge, bildhübsche Mädchen, die ihrem Ruf bedenkenlos und freiwillig folgen – koste es, was es wolle.«

»Was geschieht mit ihnen?« Damona King spürte ein kaltes Kribbeln in ihrem Nacken.

»Niemand weiß es. Es ist das Geheimnis der Sartuagor.«

»Und wie gelangen wir dann an dieses Portal?« wechselte Mike Hunter das Thema. »Vielleicht sollten wir unsere Freunde, die Sehenden Wächter…«

Rainbow sah ihn stumm an.

Plötzlich begriff er. Er ruckte den Kopf herum, starrte Damona King

an und schüttelte den Kopf. »O nein, Damona, du wirst diesem Monstrum nicht als Köder…«

Rainbow unterbrach ihn. »Es steht nicht fest, ob das überhaupt klappen Würde, Mike. Wir müssen in Bangkok eine Frau aufsuchen, eine alte Thai, die schon über hundert Jahre alt ist. Sie heißt Puako Hanshin und hat eine ganz besondere Fähigkeit. Sie ist eine Traum-Wandlerin. Sie kann ihren Geist aussenden und Wege im Nichts finden und erkunden, die niemand – nicht einmal Dämonen – aufspüren könnten. Sogar mächtige Fürsten des Schattenreiches haben sich schon hin und wieder ihrer Hilfe bedient, und sie dann reichlich belohnt. Unter anderem mit einem langen, sehr langen Leben. Puako Hanshin ist – wenn überhaupt – die einzige, die uns sagen kann, wie wir an die Sartuagor herankommen…«

Der Dämon vom Schwarzen Schwert hatte damit – ohne es zu wissen – ein Todesurteil besiegelt…

***

Bangkok!

Blutrot hing der Sonnenball über dem Horizont. Die letzten Strahlen legten sich golden über die große Stadt. Die schmutzigbraunen Gewässer der Klongs schillerten violett, dann malvenrot, als hätte sich Blut damit vermischt…

Kinder kraxelten halbnackt auf den Bretterstegen herum, die sich wie ein verwirrendes Netz über die Wasserkanäle zogen. In den Wellblechhütten, die die Klongs säumten, und in den Pfahlbauten, die aus den Fluten ragten, pulste das Leben. Menschen hasteten herum. Die Armut hing wie ein modriges Leichentuch über allem. Moskitos summten und sirrten. Die Menschen waren ärmlich gekleidet.

Manche lungerten vor den Hütten herum, andere saßen auf verrosteten Tonnen, redeten miteinander oder schimpften, als ihnen das Gezeter der Kinder auf die Nerven ging.

Der Klong Toey ist der größte Slum Bangkoks. Rund 50 000 Menschen lebten hier. Mit jedem Monat wurden es mehr.

Farbenfrohe Anstriche, Schilder, Platten, auf denen irgend welche Parolen geschrieben waren. Die Menschen, die hier lebten, versuchten, gute Miene zum bösen Dasein zu machen. Die Regierung hatte das vor ein paar Jahren mit einem Zuschuß von – umgerechnet – zweihundertfünfzig Dollar belohnt. Trotzdem gab es kaum Wasserleitungen, noch weniger funktionierende Toiletten, keine Straßenbeleuchtung noch Müllabfuhr. Über Elektrisches verfügen nur knapp ein Drittel aller Haushalte in dem Klong. Aber die meisten Bewohner sind mit ihrer Umwelt, ihrer Stadt zufrieden… Besser hier wohnen, mit Freunden und Bekannten, als in die modernen Ghettos – die Hochhäuser am Nordrand der Stadt in Din Daeng – verpflanzt zu

werden.
Auch Puako Hanshin dachte so.
Sie hatte ihr ganzes Leben im Klong Toey verbracht, und sie war zufrieden damit.
Ihre sieben Söhne konnten hier neben ihrer Tätigkeit als Gehilfen und Leibwächter ihrer Mutter noch einer Nebenbeschäftigung nachgehen, die das so nötig gebrauchte Geld einbrachte. Sie konnten Gemüse verkaufen und Früchte, eingelegte Gurken und selbstgemachte Süßspeisen anbieten. Die Straßenhändler des Klongs verdienten nicht viel, aber es reichte. Es kamen viele Touristen.
Puako Hanshin hatte keine Feinde im Klong. Alle mochten die alte, zurückgezogen lebende Frau. Viele von ihnen kamen zu ihr, wenn sie Rat oder Zuspruch brauchten, und Puako Hanshin hatte noch niemals jemanden weggeschickt.
Es gingen Gerüchte um, daß sie von Zeit zu Zeit auch mit Dämonen paktierte, aber dies akzeptierten die Leute. Puako Hanshin hatte noch niemals jemanden von ihnen Böses getan. Im Gegenteil.
Die alte Frau dachte daran, verzog den zahnlosen Mund zu einem freudlosen Lächeln und erhob sich mühsam. Was wußten die, die die Gerüchte Über sie ausstreuten, schon? Nichts! Nichts von den Qualen, die sie erleiden mußte, um den Preis zu bezahlen.
Sie war eine Traum-Wandlerin.
Oft war ihr Geist unterwegs, ließ den alten Körper starr und steif zurück und geisterte durch die Gefilde, die eines Menschen Augen besser nie erblickt hätte…
Sie aber mußte mit diesen Anblicken leben, ob sie wollte oder nicht. Schon lange bereute sie, ein so langes Leben leben zu dürfen.
Heute, mit der Weisheit des Alters, hätte sie diesen Wunsch niemals mehr ausgesprochen. Der Dämon, der ihn ihr damals erfüllt hatte, hatte schon gewußt, warum er ihn mit einem so boshaften Kichern erfüllt hatte…
Puako Hanshin wankte an die niedere Tür und sah auf den schmalen Weg hinaus. Thais eilten in die eine oder andere Richtung vorbei, wenn sie sie sahen, grüßten sie.
»Meine Söhne?« rief Puako Hanshin. »Hat jemand von euch sie gesehen? Sie hätten schon zurück sein müssen.«
»Nein, Mutter Hanshin. Leider.«
»Ich habe sie nicht gesehen.«
Puako Hanshin verspürte eine Unruhe in sich, die ihr Angst machte.
Sie liebte ihre Söhne, war stolz auf sie, obwohl keiner von ihnen die Fähigkeit geerbt hatte. Sie waren normale Menschen, und das war gut so. Es ersparte ihnen vieles.
»Es ist gut«, murmelte Puako vor sich hin und kehrte in die einfache Hütte zurück. Sie stand auf Pfählen. Von unten, vom Wasser her, kam

Kühle durch die Bodenbretter. Das stete Rauschen und Gluckern waren Geräusche, die sie gar nicht mehr bewußt hörte.

Puako Hanshin ging in den angrenzenden kleinen Raum, der ihr als Küche diente. Ein uralter Holzkohlenherd stand darin, noch mit Emaille-Verzierungen, ein kleiner Holztisch mit wackeligen Beinen, acht Stühle, ein paar Regale an den Wänden. Einen Schrank hatte sie nicht, wünschte sich aber einen.

Sie hatte nie Kapital aus ihrer Fähigkeit gezogen. Nie. Auch darauf war sie stolz. Sie hatte ihren Seelenfrieden bewahrt. Auch wenn sie schon für Dämonen gearbeitet hatte – so doch niemals in Angelegenheiten, die gegen Menschen gerichtet waren.

Sie nahm den Topf von der Herdflamme, die bläulich züngelte, schob ihn auf eine kalte Platte. Der Inhalt dampfte. Das Holzkohlenfeuer brannte gut. Manchmal knackte und prasselte es in dem Herd.

Die alte Frau setzte sich. Sie konnte nicht mehr lange stehen.

Schnell wurde sie müde.

Lang hing ihr graues Haar, das sie zu einem Zopf geflochten hatte, über ihren gebeugten Rücken. Ihr schmales Gesicht war von runzliger Haut überzogen. Die Hakennase stach daraus hervor. Die geschlitzten, intelligenten Augen blitzten voller Leben.

Da!

Puako Hanshin zuckte zusammen. Im Nebenraum war ein Scharren zu hören gewesen.

»Akil?« rief Puako Hanshin fragend. Keine Antwort.

Dafür aber ein weiteres Geräusch – als würde ein Körper schlaff zu Boden fallen!

Puako Hanshin erhob sich. Ihre rechte Hand ergriff das Messer, das auf dem Tisch lag; vorhin hatte sie damit das wenige Fleisch geschnitten, das sie in den Eintopf gegeben hatte.

Die alte Frau straffte sich. In ihren Augen brannte plötzlich ein gefährliches Feuer.

Wehe, ein Dieb hatte sich in ihre Hütte geschlichen! Sie verstand sich darauf, ihr Hab und Gut zu verteidigen, obwohl es in all den Jahren nur zweimal nötig gewesen war.

Puako Hanshin erreichte das Wolltuch, das vor die Türöffnung gespannt war.

Mit einem energischen Ruck fegte sie sie beiseite.

Das Grauen sprang sie mit der jähen Gewalt eines ausgehungerten Raubtieres an!

Ayhusa, ihr jüngster Sohn, lag vor ihr auf dem Boden. Er lag auf dem Rücken, die Arme ausgestreckt. Seine Augen blickten starr ins Leere.

Ayhusa war tot.

Seine Kehle war zerfetzt worden…

Einen Herzschlag später konnte Puako Hanshin ihren entsetzten Blick

losreißen. Kein Laut kam über ihre Lippen. Das Grauen schweißte sie buchstäblich aufeinander. Ihr Herz schlug wummernd. Schweiß perlte auf der hohen Stirn der alten Frau.

Sie sah sich in dem kargen Raum um. Die häßlichen, fleckigen Tapeten, die wenigen Einrichtungsgegenstände. Nirgends ein Versteck…

Puako Hanshin wußte, daß es so weit war.

Sie waren gekommen… Sie hatte geahnt, daß dies eines Tages – aus welchen Grund auch immer – geschehen würde.

»Zeig dich!« forderte sie mit leidenschaftsloser Stimme.

Und da trat der Schemen aus der Wand!

Es war ein Mann, er sah aus wie ein Europäer, war groß und muskulös, sein Gesicht kantig, wie aus Holz gehauen. Die roten, borstigen Haare waren stumpf. Ebenso der Blick seiner Augen.

Puako Hanshin las ihren Tod darin.

Der Unheimliche war gekommen, um sie zu töten!

Schweigend und mit geschmeidigen Bewegungen kam er auf sie zu.

»Warum?« fragte die alte Frau. Ihre Stimme zitterte nicht. Eisern hielt sie ihre Blicke auf den Unheimlichen gerichtet.

»Es muß sein. Bastarda, die Teufelin, will es. Solange du am Leben bist, sind ihre Interessen gefährdet. Dem soll abgeholfen werden.«

Den letzten Satz stieß der hochgewachsene Mann förmlich geifernd heraus.

Und dann verwandelte er sich in einen riesigen Wolf!

***

London lag hinter ihnen! Unter dem Silbervogel breiteten sich grauweiße Wolkenbände aus. Der Wind schob sie unter der Maschine dahin. An den Rändern wirkten sie zerfasert, wie ein alter Teppich; das Wetter verschlechterte sich. Nur noch ganz weit entfernt waren hier und da einige Streifen blauen Himmels zu sehen, sonst nichts als die endlose, monotone Einöde der Wolken.

Die Boeing blieb auf Kurs. Vor einigen Minuten hatte der Kapitän eine Durchsage gemacht und die rund 380 Passagiere beruhigt. Einigen war es nämlich ziemlich mulmig geworden, so einfach in eine Schlechtwetterfront hineinzufliegen.

Damona King und Mike Hunter hatten so etwas schon öfters mitgemacht. Es beruhigte sie nicht übermäßig, obwohl sie auch keinesfalls blindlings auf die Technik vertrauten. Dafür fielen zu viele Flugzeuge vom Himmel.

Mike war eingenickt. Er saß entspannt in seinem Sitz, die Zeitung, in der er geblättert hatte, lag auf seinem Schoß, die Hände darüber.

Damona war hellwach. Die Nervosität in ihr machte ihr zu schaffen. Dazu diese Ungewißheit. Was würde sie in Bangkok erwarten?

Würden Sie Puako Hanshin in dieser gigantischen Stadt überhaupt auffinden können? Rainbow hatte ihnen dazu leider nur einen vagen Hinweis geben können. Den Namen eines Polizeibeamten: Pak Nartam. Nun, man würde weitersehen, wenn sie in Bangkok waren.

Rainbow selbst hatte es jedenfalls vorgezogen, auf seine Weise dorthin zu gelangen. Nämlich mit dem sogenannten zeitlosen Sprung. Teleportation. Der kleine Dämon, der sich zum Katalysator dieses Falles entwickelt hatte, hielt nichts von, den Flugzeugen der Menschen. Außerdem hatte er keine Ausweispapiere, wie er treuherzig erklärt hatte.

Damona wurde nicht so recht schlau aus dem Kleinen. Trotzdem vertraute sie ihm.

Ihr Blick fiel auf die leichte Reisetasche, die sie bei sich behalten hatte. Darin trug sie die Ersatz-Luger, ausreichend Munition – Silberkugeln –, den silbernen Dolch, magische Kreide und noch einige Amulette und Dämonenbanner, die sie vielleicht dringend brauchen würde.

Damona war nicht naiv. Sie rechnete mit dem Schlimmsten.

Dieser Fall war nicht wie die anderen. Sie spürte, daß er ihr ganzes Leben verändern würde. Und zwar gleichgültig, ob sie dem Geist ihrer Mutter nun helfen konnte, oder nicht. Kein Lebender war bisher ins Totenreich vorgedrungen. Und erst recht keiner wieder daraus zurückgekehrt.

Sie aber wollte beides schaffen. Und dazu noch mit ihrem Lebensund Kampfgefährten Mike Hunter. Ziemlich viel abverlangt.

Und Damona Kings Leben sollte sich tatsächlich gravierend verändern.

Doch in welch grauenvoller Art und Weise – das konnte sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen…

Gegen 18 Uhr Ortszeit setzte der Riesenvogel auf der breiten Betonpiste des internationalen Flughafens von Bangkok, Don Muang, auf.

Die Passagiere – vorwiegend Touristen – eilten zum Ausgang. Es kam zur Drängelei.

Damona und Mike hielten sich zurück. Die Stewardessen dankten es ihnen, als sie als letzte und in aller Ruhe die Gangway hinunterschritten. Sie lächelten ihnen zu und wünschten einen angenehmen Aufenthalt.

»Danke. Die frommen Wünsche können wir brauchen«, meinte Mike und lächelte zurück.

Es war heiß und stickig wie in einem Treibhaus. Kein Lüftchen regte sich. Nach der stundenlangen Sitzerei in dem vollklimatisierten Flugzeug eine neue Qual.

»Zuerst keine Bewegung, und jetzt dieser Mief«, maulte Mike.

Die Zollformalitäten wie Paß-Visa und Gesundheitsbestimmungen wurden sehr streng gehandhabt. Es dauerte eine Weile, bis Damona und Mike alles hinter sich hatten. Bis es soweit war, waren sie förmlich im eigenen Saft geschmort. Der Schweiß lag wie ein dünner, beklemmender Film auf ihrer Haut.

Aber dann bekamen sie ihre Stempel sowie die beiden leichten Reisekoffer und konnten in das moderne Flughafengebäude weitergehen. Die drängelnde, stoßende, schwatzende und buchstäblich in eine Schweiß-Wolke eingehüllte Menschenmenge war auch plötzlich wieder da. Lautsprecherdurchsagen. Hektik, wohin man sah.

Menschen aller Nationalitäten eilten ihren Zielen entgegen.

»Was jetzt?« seufzte Damona, als sie endlich vor dem Gebäude standen. Don Muang war knapp 20 Meilen von Bangkoks Stadtzentrum entfernt, und dorthin mußten sie, um den Polizeibeamten Pak Nartam zu treffen.

»Dort drüben stehen die Taxis«, sagte Mike einfach. Er zeigte nach rechts. Hinter einem Gewimmel aus Menschen und Bussen – die Hauptverkehrsmittel in Bangkok und somit konstant überfüllt – war eine Schlange von kriminell aussehenden Schwarzen Wägen auszumachen. Das, was dort unter dem Begriff »Taxi« stand, waren keine Autos, sondern bessere Rostkübel auf Rädern.

Damona und Mike kämpften sich durch das Menschengewimmel, ernteten ein paar böse Blicke, weil sie sich schon mal mit den Ellenbogen weiterhalfen, wenn gar nichts anderes mehr ging, und waren da.

Damona winkte einem Taxi.

Der Anführer der Fahrzeugschlange reagierte geschäftstüchtig. Er hebelte den Gang hinein, daß sie es sogar auf diese Distanz hören konnten, und rauschte heran.

Die Wagentür schwang auf. Gleichzeitig stieg der Thai aus, wieselte um den Wagen herum und lud ihr Gepäck in den Kofferraum.

Die Reisetasche mit den Waffen behielt Damona. Sie und Mike stiegen ein. Jetzt erst grüßte sie der Thai. Und zwar in bestem Englisch.

»Student?« wollte Damona wissen und lächelte den gutaussehenden Mann an.

Der nickte. »Wohin darf ich Sie bringen, Lady, Mister?«

»Ins Zentrum. Zum Haupt-Kommissariat.«

»Oh?«

Die Frage die darin mitschwang, war überdeutlich.

»Wir kennen dort jemanden. Einen alten Freund«, erklärte Mike.

Dann handelte er den Fahrpreis aus – wie es hier üblich war. Die beiden Männer wurden sich einig. Neunzig Baht – also knapp fünf

Pfund – sollte die Fahrt kosten.
»Standard-Touristen sind Sie beide jedenfalls nicht«, meinte der Thai, während er seiner rostigen Karre die Sporen gab. Wie eine Rakete zog das Gefährt ab. Damona und Mike staunten, antworteten dem Thai aber nicht auf seine Feststellung. Der Mann schwieg daraufhin.
Die Straßen waren breit und gut ausgebaut. Bäume am Straßenrand spendeten Schatten. Die Schwüle konnten sie aber auch nicht mildern. Dann folgten kleinindustrielle Betriebe zu beiden Seiten der Autobahn. Nur selten sah man weiter über das flache Land.
Dann kam der Stadtrand. Die gut ausgebaute Straße endete hier und verzettelte sich in ein Gewirr kleinerer Straßen. Autos und Busse verstopften sie. Plötzlich ging es nur noch im Schrittempo voran.
Damona und Mike sahen sich an.
Sie faßten sich in Geduld.
Den heimtückischen Blick, den ihnen der Thai über den Innenrückspiegel zuwarf, sahen sie nicht…

***

Es war deprimierend!
Ein graues Häusermeer umgab sie. Straßenzüge an Straßenzügen.
Hohe Gebäude mit tristen Fassaden, kleinen Fenstern. Überall Werbeplakate, Kinoplakate. Prachtgebäude, wie in den Reiseprospekten großtuerisch angekündigt, sah man nirgends, auch keine paradiesischen Idyllen. Es war eine häßliche Stadt, eine Stadt mit westlichen Charakterzügen. Krung Thep wie sie von den Einheimischen genannt wird, die Stadt der Engel, zeigte sich von ihrer schwarzen Seite.
Die Kino- und anderen Werbeplakate waren es weiterhin, die der Stadt die nötigen Farbtupfer gaben.
Der Thai fuhr schnell. Die zahllosen Fußgänger wichen schreiend und schimpfend aus. Manche warfen Steine hinter ihnen her. Die Straßen waren bessere Gassen. Gehsteige gab es da nicht. Manchmal watschelten kleine Kinder an den Hauswänden entlang, und automatisch versteifte sich Damona, als sie sah, daß der Thai in halsbrecherischem Tempo weiterraste. Die Reifen sangen ihr schrilles Lied.
Wenn der Thai den Wagen in eine Kurve legte, dann quietschten sie durchdringend.
»So eilig haben wir's auch wieder nicht!« sagte Damona.
Der junge Mann schwieg beharrlich.
Ampeln oder dergleichen schienen für ihn nicht zu existieren.
Der Lärm der Großstadt umhüllte sie. Abgase, ein grauer Schleier, fast wie Nebel. Menschen in bunten Kleidungen. Viele junge Leute auf der Straße.

»Verdammt, fahren Sie endlich langsamer!« herrschte Damona King den Fahrerin. Die Sympathie, die sie zu Anfang für den Thai empfunden hatte, war verschwunden. Sie mochte Autorowdys nicht sonderlich.

***

Stille.
Der Thai schien sie gar nicht zu hören.
Damonas rechte Hand stieß vor, wollte sich in die schmale Schulter krallen, ihn zwingen, irgendwie zu reagieren!
Damonas Hand stieß gegen ein unsichtbares Hindernis!
Als wäre da eine Glasscheibe zwischen ihr und dem Fahrer!
»Mike!«
Er wurde bleich. Er hatte gesehen, wie ihre Hand zurückgeflogen war, als hätte sie einen elektrischen Schlag erhaltend.
Er versuchte es auch.
Mit dem gleichen Ergebnis.
Sie konnten den Thai nicht berühren. Sie waren auf dem Rücksitz eingesperrt. Die Türen gingen nämlich auch nicht auf, wie Damona mit einem Rucken an der rostigen Klinke feststellte.
Sie zog die Luger.
»Es geht los, Mike«, sagte Damona eisig.
»Sie haben uns also erwartet«.
»Bleibt immer noch die Frage, wer!«
»Wir sind begehrt, ich weiß.« Mike verzog das Gesicht. Auch er hatte seine Luger gezogen. »Aber momentan kann nicht viel passieren – vorausgesetzt, der Verrückte baut keinen Unfall. Sobald sich die Türen aufmachen…«
»Vielleicht will der Fahrer das gar nicht. Es gibt andere Möglichkeiten…« Damona flüsterte es fast. »Mit ein bißchen Fantasie …«
Hier und da wischten grüne Flecken vorbei. Überbleibsel der ehemaligen Gartenstadt. Bangkok war bis zur Unkenntlichkeit verwandelt. Viele der Klongs, die früher das Stadtzentrum durchzogen hatten, waren mittlerweile zugeschüttet worden, um dem Moloch Verkehr Platz zu machen. Dann kamen doch ein paar der Kanäle in Sicht. An ihren Ufern erhoben sich Slum-Häuser mehrere Stockwerke hoch. Ein Wirrwarr von Kabeln und Seilen, die davor gespannt waren.
Der Himmel trübte sich ein.
Mit jaulenden Reifen jagte der Wagen in eine enge Kurve. Ein Bretterzaun tauchte voraus auf. Ein Schild mit roter Schrift daran, über dem Eingang.
Der Thai wandte den Kopf und warf ihnen über die Schulter einen kurzen Blick zu. Das Gesicht des Mannes war kaum mehr menschlich

zu nennen. Die Augen waren hervorgequollen, die Haut kalkweiß verfärbt. Aber der dämonische Funke, der in den Augen glühte, genügte Damona.

Der Thai fuhr durch das große Tor.

Ein verhältnismäßig weites Gelände erstreckte sich vor ihnen. Umgürtet war es von einem Holzzaun, dahinter kamen die hohen, tristen Häuserfronten. Innerhalb des Zauns standen zwei, drei Wellblechbuden. Und überall erhoben sich große Halden – Metallhalden.

Berge von zerbeulten, rostigen, bizarr verformten Autos aller Farben und Typen.

»Ein Schrottplatz!« entfuhr es Mike.

Damona sagte nichts, denn sie ahnte, was ihnen blühte.

Mit aller Kraft warf sie sich vor, schlug gegen die unsichtbare Scheibe.

»Halten Sie an! Verda…«

Der Thai fuhr den Wagen auf eine Rampe. Darüber hing ein gewaltiger Betonblock! Gehalten wurde das Ding von einem dicken Drahtseil, das von einem rostigen Metallturm herunterhing.

»Der will uns verschrotten!« Mike schwitzte noch stärker, als das ohnehin schon der Fall gewesen war. Die Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

»Dabei gehören wir noch gar nicht zum alten Eisen!« Damona konnte sich den zynischen Spruch nicht verkneifen. Auch ihr wurde abwechselnd heiß und kalt, und die Angst war wie ein schleichendes Gift in ihren Adern. Auch eine Dämonenjägerin war nur ein Mensch und hatte das Recht, Angst zu haben.

Fieberhaft überlegte sie.

Schießen?

Unmöglich. Die Kugel würde das unsichtbare Hindernis wahrscheinlich nicht durchschlagen, dafür aber ihr und Mike als Querschläger um die Ohren fahren. Im günstigsten Fall, wohlgemerkt.

Mit einem harten Ruck kam der Wagen zum Stehen. Der Thai stieß die Tür auf und stieg aus. Er ließ sich Zeit, schenkte Damona und Mike noch ein höhnisches Grinsen. Dann schlug er die Tür zu.

»Die Fenster!« stieß Mike hervor.

Er beugte sich an Damona vorbei und schlug mit dem Kolben der Luger gegen die Scheibe. Der Schlag war wuchtig geführt und hätte das Glas normalerweise zertrümmern müssen. Statt dessen aber fuhr Mike mit einem Aufschrei zurück!

Über Waffe, Hand und Arm züngelten grellviolette Flammen.

Mike Hunter wand sich. Sein Schreien brach ab, er fiel über Damonas Oberschenkel. Damona warf sich über ihn und erstickte die Flammen. Sie hinterließen einen elektrischen, durchdringenden Gestank. Mike

regte sich nicht. Sein Körper wurde noch immer von Krämpfen geschüttelt.

Draußen dröhnte plötzlich ein Motor auf. Ein helles Mahlen wurde laut. Der Wagen wurde automatisch weitergeschoben. Damona sah ein paar Yards voraus ein dunkles Viereck im Boden auftauchen. Lag der Wagen da erst einmal drin, würde der Betonklotz heruntersausen und ihn und sie zu einem Bündel zusammengepreßten Metalls machen!

Ruckend und bockend rumpelte der Wagen weiter. Das Maschinensummen und -brummen schwoll an. Damona sah den Schatten des Betonklotzes wandern. Die Sonne ging unter, aber ihre letzten Strahlen waren noch stark genug, die drohenden Umrisse des Klotzes auf dem staubigen Boden abzubilden.

»Mike! Hoch mit dir! Schlafen kannst du ein andermal.«

Er schaffte es, sich aufzurichten. Damona stieg auf den Rücksitz.

Behutsam tastete sie die Fensterscheiben ab, sowie das unsichtbare Etwas, das ihnen den Fahrerraum versperrte.

Solange sie es nicht gewaltsam oder ruckartig berührte, geschah nichts. Alles schien normal. Normales Glas!

»Verdammt!« zischte Damona. Sie kam sich vor wie ein eingesperrtes Tier. Der Schweiß verklebte die Poren. Sie glaubte, im nächsten Moment keine Luft mehr zu bekommen. Sie bekam Platzangst. Ihr Atem flog keuchend.

Mike fluchte. »Diese Teufel!«

»Spar dir deine Luft!« herrschte sie ihn gereizt an.

Sie drehte sich, verrenkte den Kopf – und tastete über den Wagenhimmel. Die schmutzige Bespannung verströmte einen saureren Geruch nach Schweiß und Zigarettenrauch.

»Für's Jenseits?« fragte Mike bösartig. »Aber da wollten wir ja hin. Also kann uns im Grund genommen diese Entwicklung nur recht…«

Damona warf ihm einen derartig eisigen Blick zu, daß er verstummte.

»Schon gut!« brummte er und hob beide Hände.

»Das Dach! Ich glaube, es ist nicht gesichert!« stieß Damona hervor.

Da durchlief ein weiterer Ruck den Wagen!

Die Vorderräder rollten über die Kante, die Verschrottungsgrube gähnte ihnen entgegen, dann neigte sich der Wagen vornüber…

Das war das Ende!

***

Der Mann wurde zu einem Wolf!

Doch während die Verwandlung einsetzte, stelzte der hochgewachsene, muskulöse Mann vorwärts, auf die vor Schrecken wie gelähmte alte Frau zu. Drohend. Unerbittlich näherte er sich ihr.

Sein Körper streckte sich, überall begann es unter der Kleidung zu

pochen und zu pulsieren. Ebenso in dem Gesicht. Es schien, als schlage ein Kobold, der in seinem Schädel eingesperrt war, von innen wütend dagegen. Die Haut dehnte sich. Ein fürchterliches Knirschen begleitete diesen Vorgang.

Die Bewegungen des Mannes hatten etwas Irres an sich. Ruckend und zuckend kam er. Seine Arme schlenkerten, die Hände waren zu Krallenklauen geformt. Schaum flockte vor dem aufgerissenen Maul. Die Zähne wuchsen. Verlängerten sich. Das Gesicht wurde breiter, die Stirn wulstig, die Kinnpartie und Nase verlängerte sich, nahm das bestialische Aussehen eines Wolfs an!

Ein aggressives Knurren und Grollen drang aus der breiten Brust des Mannes.

Puako Hanshin krampfte eine Hand in das einfache Leinengewand, das sie trug. Das Herz der alten Frau schien zerspringen zu wollen. Das Grauen, das in ihren Körper spülte, war wie eine reißende, grausame Flut, die alles zerstörte.

Sie war eine alte Frau, die geglaubt hatte, vor dem Tod keine Angst haben zu müssen, denn sie war alt und sie hatte vieles erlebt, schönes aber vor allem auch schlimmes.

Jetzt wich sie zurück. Ihre Bewegungen waren nicht minder grotesk wie die des Mannes, der sich in einen gewaltigen Wolf verwandelte. Mit dem Rücken stieß Puako Hanshin gegen die Wand.

Der Werwolf knurrte. Geifer tropfte über die vorgeworfenen Lefzen. Tierisches Gebrüll wurde laut, sein Oberkörper ruckte zurück, das Hemd wurde zerfetzt, als die dicht behaarte Brust förmlich explosionsartig vorgewölbt wurde.

Der Werwolf erreichte Puako Hanshin.

Die alte Frau konnte nichts mehr denken. Sie stand ganz starr. Das Bild ihres getöteten Sohnes Ayhusa geisterte durch ihren Verstand.

Der Wolf knurrte. Die Fratze verzog sich. Noch immer pulsierte und waberte es an seiner Stirn. Die alte Frau glaubte sogar, das Blut hinter der Haut strömen zu sehen. Schwarzes Blut.

Beinahe spielerisch packte der Wolf zu.

Puako Hanshin hatte Todesangst!

Sie schrie!

Gellend zerfetzte der Schrei das eisige Grauen, das in der Wohnung ausgebreitet hing wie ein Pestodem! Der Wolf riß die Frau im gleichen Augenblick hoch.

Ihre Füße zappelten.

Riesig schwebte das behaarte, struppige Antlitz des Wolfs vor ihr.

Der Rachen klaffte auf. Speichel ließ die Reißzähne naß glänzen. In den roten, großen Augen irrlichterte die Gier, dennoch aber ließ die Bestie sich Zeit. Sie wußte, daß ihr die alte Frau sicher war. Es war ein einfacher Auftrag, sie zu erledigen!

Puako Hanshin schrie nicht mehr.
Sie starrte in die grausige Fratze, spürte, wie die Krallen des Wolfs durch ihre ärmliche Kleidung in ihr Fleisch drangen, ein eiserner Griff, dem sie niemals mehr entkommen konnte…
Ihr Herz hämmerte. Ihr wurde schlecht.
Der Wolfsschädel neigte sich vor… Der stinkende Raubtieratem schlug in Puako Hanshins Gesicht. Ihr Geist schaltete ab, ging auf Wanderschaft … schwebte davon, verließ den Körper, der dem Tod geweiht war …
Eine Vision von Freiheit, Weite, Frieden, Glückseligkeit…
Dann ein Schlag, der sie in das Gefängnis, das ihr alter Körper darstellte, zurückschmetterte!
Der Wolf wollte zubeißen!
Da traf ihn von hinten her ein wuchtiger Hieb, zugleich auch gellte ein wütender Schrei auf!
Die Bestie fiel hin, begrub dabei Puako Hanshin halb unter sich.
Die Frau keuchte, wand sich frei, weil sie auch spürte, daß der Griff der Wolfsklauen nachgelassen hatte.
Ihr Sohn Harko war plötzlich da, riß sie an der Hand hoch, daß ihr der jähe Schmerz Tränen in die Augen peitschte. »Weg, Mütterchen!« schrie er mit überschnappender Stimme.
»Nicht! Du darfst dich nicht gegen ihn stellen! Er ist zu mächtig! Ein Dämon, ein…«
»Ich weiß, was er ist! Der Mörder meines Bruders Ayhusa! Und beinahe der deine!«
Damit kreiselte Harko herum, beide Hände umklammerten das Schwert, das er von seinem Vater und jener von dessen Vater geerbt hatte. Es war eine gewaltige Waffe mit breiter, fein geschliffener Klinge; der Stahl flirrte in einem kalten Licht.
Die Wunde, die Harko dem Werwolfdämon damit geschlagen hatte, blutete.
Aber noch während sich der Wolf wieder aufrichtete, schloß sich die Wunde bereits wieder!
Es war ein grauenvoller Anblick.
»Du weißt nichts, Jüngelchen! Überhaupt nichts!« grollte der Werwolf.
Er richtete sich auf.
Gut drei Kopf größer als Harko war das Monstrum.
Harko stand da, der einsamste Mann der Welt in diesem Augenblick, jedoch entschlossen, seine Mutter bis zum letzten Atemzug mit seinem Leben zu verteidigen.
Puako Hanshin wimmerte.
Der Wolf aber griff an. Mit einem geschmeidigen Vorwärtsrucken flog er durch die Luft. Harko wurde zwar überrascht, war aber doch

auf einen solchen Angriff vorbereitet gewesen. Er warf sich zur Seite. Der Wolf erwischte ihn dennoch. Die Pranken fegten den jungen, hageren Thai von den Füßen. Er überschlug sich dreimal und blieb an der Wand liegen.

Puako Hanshin rappelte sich hoch und wollte zu ihrem Sohn eilen.

Der Werwolf war schneller.

Er warf sich vorwärts. Mit einem wütenden Grollen packte er den benommenen Thai, riß ihn hoch, schlug zu, daß der Kopf des Mannes hin und her flog. Das Schwert war seinen Fäusten entfallen.

Puako Hanshin sah es am Boden liegen.

Sie stürzte sich darauf, hob es auf. Die Waffe war so schwer, daß sie sich kaum halten konnte. Doch sie mußte ihrem Sohn helfen. Sie wollte nicht, daß er genauso starb wie Ayhusa.

Der Wolf schleuderte den schlaffen Körper des Mannes von sich.

Wie eine Stoffpuppe schlug Harko auf dem Boden auf und blieb liegen. War er tot?

Puako Hanshin stieß einen Schrei aus, der kaum mehr etwas Menschliches an sich hatte.

Sie rannte los. Das Schwert hielt sie vor sich. Die Spitze zeigte genau auf die Stelle, an der bei einem Menschen das Herz saß.

Der Wolf stieß ein höhnisches, rümpfendes Lachen aus. Mit einem einzigen Schlag wischte er das Schwert beiseite und der nächste Hieb traf die alte Thai-Frau. Sie wirbelte um ihre eigene Achse und fiel.

»Jetzt ist aber Schluß!« stieß der Wolf hervor und machte Anstalten, sich auf sie zu werfen, um ihr endgültig den Garaus zu machen.

Stöhnend schnellte sich aber da Harko wieder hoch. Im nächsten Augenblick hing er dem Dämonenwolf an der Kehle. Das riesige Wesen schnellte sich herum. Harko konnte sich nicht halten. Wieder ging er zu Boden. Aber da lag auch das Schwert. Er packte es, wälzte sich auf den Rücken. Gerade in dem Moment, in dem sich der Wolf auf ihn fallen ließ, um ihn mit seinem Gewicht auf den Boden zu nageln. Der Wolf tobte. Die Klinge fuhr in seinen Leib. Harko schrie.

Ein fetzender Hieb ließ seine Haut über der Stirn aufplatzen. Der Wolf heulte und jaulte. Harko riß die Schwertklinge frei, schlug blindlings und mit nur geringer Wucht wieder zu. Und er traf!

Die linke Klaue des Wolfs wurde abgetrennt.

Zuckend fiel sie zu Boden – und verwandelte sich in eine normale, menschliche Hand zurück.

Das aber sah Harko nicht. Der Wolf kam taumelnd hoch, riß ihn mit. Schlug und tobte. Der Lärm muß doch Menschen anlocken, dachte Harko Hanshia. Er wollte nicht sterben. Panik stieg in ihm hoch und verschleierte alles andere. Alles in ihm wehrte sich gegen das schreckliche Schicksal, das ihm drohte: Von einem Werwolf zerrissen zu werden.

Wieder traf ihn ein Schlag, der ihn zurücktorkeln ließ.

Seine Mutter… Puako … wo war sie? Da! Ein zusammengesunkener Haufen auf dem Boden.

Sie rührte sich nicht.

Der nächste Schlag! Geifernd und grollend setzte der Werwolf nach. Auch nur mit einer Hand war er ein tödlicher Gegner.

Aber diesmal hatte Harko die Klinge nicht losgelassen.

Wieder schlug er zu.

Der Wolf war schneller. Er tauchte weg, federte gleichzeitig aus dem geduckten Stand heraus vor und rammte ihm mit dem behaarten Riesenschädel voll in die Magengrube. Die Lauscher des Werwolfs zitterten, das Nackenfell stand gesträubt ab.

Die Klaue schoß vor.

Harko Hanshin spürte einen reißend, brennend heißen Schmerz in seiner Leibmitte.

Dann katapultierte ihn die Wucht des Angriffs rücklings weg.

Fern, wie aus einer anderen Welt, hörte er Stimmen, die durcheinander redeten.

Verstehen konnte er nichts. In seinen Ohren war dumpfes Dröhnen.

Alles, was jetzt geschah, geschah für ihn unsagbar langsam, als würde jemand den Film anhalten, der vor seinen Augen ablief…

Der Wolf packte wieder zu.

Die Kiefer schnappten. Die einzelne Klaue fetzte Über den Leib des Thai…

Der aber riß beidhändig und ohne auf die schrecklichen Wunden zu achten, die ihm der Wolfsmensch zufügte, die Klinge hoch, – und er rammte sie wieder herunter.

Der Stahl fraß sich in den muskulösen Wolfskörper…

Es war für die Bestie nicht mehr als ein schmerzender Stich! Töten konnte man sie mit Stahl nicht. Nur mit Silber. Aber das hatte der Thai nicht zur Hand. Trotzdem lieferte er der Wolfsbestie einen fürchterlichen Kampf, wie diese ihn niemals erwartet hätte.

Der Werwolf war sich seiner Sache zu sicher gewesen.

Jetzt tobte und gebärdete er sich wie ein Wahnsinniger, weil er dies begriff und sich darüber ärgerte.

Harko hatte keine Chance. Blutüberströmt war er. Aber er hielt die Klinge fest, so daß der Wolf sie nicht aus der Wunde reißen konnte, damit diese sich schloß.

Eng umschlungen torkelten die Erzgegner zurück. Der Wolf schnappte immer wieder geifernd zu. Schaum und Speichel flog. Silberne, funkelnde Tropfen.

Dann kam der blutrote Schleier über Harko Hanshin…

Der angehaltene Film spulte sich plötzlich mit rasender Geschwindigkeit ab. Der Wolf warf sich gegen den Thai, um ihn an

der Wand zu zerquetschen und endlich abzuschütteln.

Die Wand hielt nicht!

Wie ein bizarres Höllengeschoß durchbrachen die beiden Kämpfenden sie, flogen hinaus – und dann in die Tiefe.

Das schmutzigbraune Wasser des Klongs verschluckte sie, schloß sich, Wellen entstanden, schwappten vom Zentrum des Aufschlags davon, kräuselten sich, vergingen…

Puako Hanshin, die die letzten Sekunden des fürchterlichen Kampfes halb ohnmächtig noch miterlebt hatte, schleppte sich zu dem gezackten Loch in der Holzwand.

Weinend und stöhnend richtete sie sich auf, wobei sie sich an der Wand abstützte. Hinter ihr strömten Menschen in ihre Wohnung.

Auch ihre anderen Söhne waren endlich da. Zu spät. Es war zu spät.

Sie nahm sie gar nicht richtig wahr.

Puako Hanshin stand an dem Loch und sah hinunter auf die Wasseroberfläche.

Still, nur von einem sachten Windstoß leicht gewellt, lag sie unter ihr.

Weder ihr Sohn Harko noch der Werwolf tauchten wieder auf…

***

Damona Kings Nackenhaare sträubten sich!

Der Wagen kippte in die Verschrottungsgrube! Wenn er unten lag, würde der Betonklotz herunterhämmern und den Wagen zermalmen!

Zehntelsekunden vertickten!

Der Wagen neigte sich. Blieb hängen. Bewegte sich weiter, weil die Transportvorrichtung von hinten nachschob.

Dabei entstanden kreischende Geräusche. Metall schrammte über Metall. Das Jaulen der Transportmaschinerie, die unerbittlich weiterlief und den Wagen weiterbeförderte, wurde davon übertönt.

Damona aber handelte so überlegt wie möglich. Das Dach. Es war nicht gesichert. Mike hielt die Reisetasche. Die magischen Utensilien darin konnten nicht helfen, weil für einen Zauber die Zeit fehlte.

Hier half nur…

ROHE GEWALT!

Damona schrie sich die Silberkette mit dem versteinerten, schwarzen Hexenherzen über den Kopf. Schweißtropfen flogen davon.

Mike schrie etwas, das sie aber gar nicht verstand. In ihren Ohren rauschte das Blut. Ihr Herz wummerte gegen die Rippen, daß es nur so dröhnte. Genauso vertickte die Zeit.

Damona holte aus und schlug zu!

Noch während, ihre Faust mit dem Hexenherzen durch die Luft sauste, hörte sie den schrillen, kreischenden telepathischen Schrei!

Die Hexenherz-Präsenz!

Das dämonische Ego, das in dem versteinerten Herzen lebte und immer wieder versuchte, Damona King – ähnlich einem Parasiten – gänzlich zu beherrschen.
In letzter Zeit war die Präsenz still gewesen.
Passiv.
Jetzt aber…
Würde es etwas nützen?
Hexenherz und Wagendach trafen zusammen. Licht sprühte. Grelles, irres, violettes Licht. Damona schloß die Augen geblendet. Mike fluchte. Gleichzeitig – ein ratschendes Geräusch!
Damona riß die Augen wieder auf. Noch immer glitzerten Myriaden von Funken rings um ihre Faust, in der sie das Hexenherz hielt.
Auch Flammen leckten darüber.
Aber den Wagenhimmel samt Dach gab es ringsum auch nicht mehr. Damona schlug noch einmal zu. Und noch einmal. Wie von Sinnen hämmerte sie das Hexenherz gegen das Dach, riß es auf, zerfetzte es förmlich mit den mysteriösen Energien, die in dem versteinerten Herz schlummerten.
Das Loch war groß genug.
Rauch wallte und wogte. Ein fürchterlicher, beißender Gestank legte sich auf Damonas Zunge und ließ auch ihr ganzes Gesicht prickelnd brennen.
Sie wuchtete sich durch das gezackte Loch, riß sich an einem spitzen Metallsplitter den Handrücken auf, stand auf dem Dach und federte sich ab, in dem Moment, in dem der Wagen vollends fiel.
Knirschend krachte er in die Grube hinein. Staub wallte auf.
»Mike!« schrie Damona, die durch die Luft geschleudert wurde.
Eine Mikrosekunde zu spät war sie abgesprungen, so daß ihr die Beine unter dem Leib weggerissen worden waren.
Der Aufschlag war dementsprechend hart.
Die Luft wurde Damona aus den Lungen gedroschen. Sie überschlug sich, hieb irgendwo gegen und merkte es kaum. Automatisch, mit dem jähen Überlebenswillen einer Katze, wälzte sie sich herum.
Und sah den gewaltigen Schatten herunterhämmern!
Der Betonklotz!
Wuchtig hieb er in das Auto, das in der Verschrottungsgrube lag!
Metall krachte, wurde förmlich zerfetzt, Glassplitter flogen wie winzige Geschosse bösartig durch die Luft und prasselten auf Damona herunter.
Sie stemmte sich hoch, richtete sich auf. Ihr war ganz schlecht, ein gemeines, würgendes, krampfartiges Gefühl, das von ihrer Magengrube ausstrahlte. Dazu eine irre, grenzenlose Leere. Eine Leere, die von einem ungeheuerlichen Verlust herrührte.
Mike!

Hatte er es noch geschafft, aus dem Auto herauszukommen?

Dann stand sie am Rand der Verschrottungsgrube. Sie zitterte vor innerer Anspannung.

Stille war eingekehrt.

Der Betonklotz lag in den Trümmern des Wagens. Nur einmal war er heruntergekommen, doch das hatte genügt, um aus dem Wagen eine unansehnliche Masse verformten, zertrümmerten Metalls zu machen.

Die Schwäche kam. Es war wie nach einem schlimmen Autounfall.

Der Schock kam meistens hinterher… So auch bei ihr. Sie fühlte, wie ihre Knie nachgeben wollten, riß sich zusammen, dachte daran, daß der Thai – und möglicherweise auch die, die ihm den Auftrag gegeben hatten, sie zu vernichten – wahrscheinlich irgendwo in der Nähe war, sie beobachtete …

Mike! mußte sie aber immer wieder denken.

»Mike, verdammt…«

»Schon zur Stelle«, sagte da eine heisere Stimme neben ihr.

Damona fuhr herum, wie von einer unsichtbaren Hand gerissen, verlor beinahe das Gleichgewicht, aber da hielt Mike Hunter sie schon in seinen Armen.

»Wo – wo kommst du denn her? Wie…«

»Ich? – Aus der Schrottkarre da.« Er zeigte hin.

»Mike, nicht die richtige Zeit und nicht der richtige Ort für Witze!«

»Schon gut, schon gut!« Er hob beide Hände. »Ich bin noch rausgekommen, knapp zwar, aber immerhin. Und glaub mir: so schnell setze ich mich in kein Taxi mehr. Mir reicht's!« Er sagte es mit krächzender Stimme, und sein Gesicht war auch noch ziemlich bleich um die Nasenspitze herum, was bewies, daß seine Schnodderigkeit ihr gegenüber nur gespielt war.

Er sah sie ernst an. »Der Thai?«

»Verschwunden.«

Mike sah sich um. »Wir suchen ihn. Und dann müssen wir endlich zusehen, daß wir den Polizisten treffen. Diesen Pak Nartam.« Er warf einen schnellen Blick auf die Uhr. »Verdammt, die ist hin. Auch das noch.«

»Es ist kurz vor 19.30 Uhr. Sowieso schon viel zu spät. Nartam wird längst Dienstschluß haben.«

»Dann stöbern wir ihn zuhause auf. Komm.«

Sie gingen die Rampe hinunter. Damona hob die Reisetasche auf, die sie aus dem Wagen hinausgeschleudert hatte, bevor sie gesprungen war. Der traurige Rest ihres Handgepäcks. Aber auch der wichtigste. Die Waffen hatten sie noch glücklicherweise.

Insgeheim dankte Damona sämtlichen Schutzengeln, die wieder einmal geholfen hatten.

Ohne stehenzubleiben, streifte sie sich dann die Silberkette mit dem

Hexenherz über den Kopf. Das versteinerte, geheimnisvolle Relikt schien kälter zu sein als vorher.

Unwillkürlich lauschte Damona in sich hinein, erwartete irgendeine Reaktion des Parasiten, die jedoch ausblieb. Die Hexenherz-Präsenz schwieg. Ob beleidigt oder verärgert, das konnte Damona nicht feststellen, was ihr aber auch nicht sonderlich wichtig war.

Sie mußte an den Thai-Fahrer denken. Ob der Bursche noch in der Nähe war? Hatte er sichergehen wollen, daß sie auch wirklich zermalmt wurden?

Dann…

Sie sagte es Mike Hunter, und der zuckte die Schultern. »Ich seh ihn nirgends. Sein Glück…«

»Vielleicht hat ihn ein Dämon gegen seinen Willen übernommen«, schwächte Damona ab.

»Hast du einen Verdacht, welcher? – Und warum überhaupt dieser reizende Empfang?«

Damona gab keine Antwort.

Mike sagte auch nichts mehr, sie überquerten den Hof. Niemand ließ sich blicken. Auch in den Wellblechbuden, in denen offenbar die Büroräume untergebracht waren, regte sich nichts.

Sie waren auf der Hut.

Die Gefahr war nicht ausgestanden – nur eine Entscheidung hinausgezögert. Damona überlegte, wer hinter dem heimtückischen Mordversuch stecken konnte. Sicherlich nicht Darkoona, die Totengöttin. Die wollte sie lebendig in ihrem Totenreich haben, nicht als briefmarkengroßes Päckchen, zu dem sie in der Schrottpresse gemacht worden wäre.

Also einer von Darkoonas Gegenspielern.

Rainbow hatte zu berichten gewußt, daß Darkoona eine treue Anhängerin in der Schwarzen Familie der Dämonen war. Somit fiel auch Asmodis, der Höllenfürst, aus. Übrig blieb eine von Damonas und Mikes schlimmsten und tödlichsten Gegnern: Bastarda, die Teufelin, die mächtigste Führerin der Vasallen der Blutgötter!

Das sagte Damona auch Mike, der ernst den Kopf schüttelte. »Verdammt!«

Das war sein einziger Kommentar, und der reichte.

In den Wellblechbuden war tatsächlich keine Menschenseele. Alle Türen und Fenster waren auch säuberlich verschlossen, so daß Damona sicher war, daß sich der Fahrer nicht in irgendeiner der Hutten versteckt hatte. Es sei denn – er hatte einen Schlüssel, was sie aber nicht glaubte. Der Thai hatte sich abgesetzt, was auch normal war, denn aus der Falle, in die er sie bugsiert hatte gab es normalerweise kein Entkommen.

Trotzdem umrundeten Damona und Mike die Gebäude. Nirgends eine

Spur von dem schlanken Thai.

So schritten Damona und Mike schließlich Richtung Ausgang.

Noch immer war alles still auf dem Schrottplatz, auch in den umliegenden Häusern schien niemand auf das Drama, das sich hier beinahe abgespielt hätte, aufmerksam geworden zu sein. Keine Gaffer waren an den Fenstern erschienen. Der Lärm, den die Schrottpresse machte, war offensichtlich normal, gehörte zum Tagesgeschehen.

Es wurde dunkel. Die Schatten der Häuser wanderten über den staubigen, knochentrockenen Boden. Ihre Schritte wirbelten den Staub auf, der pudrig durch die Luft segelte und wieder niederfiel.

»Schade um unser Gepäck«, sagte Mike unvermittelt, als sie die Straße entlanggingen, weg von dem Schrottplatz.

»Du hast Sorgen.«

»Eben. Der Thai, der uns hier gelotst hat, ist doch über alle Berge.«

»Und wenn nicht?«

»Dann erlebt er sein blaues Wunder, verlaß dich drauf. Ein zweites Mal legt uns der nicht herein.« Mikes Wangenmuskeln spielten. Das taten sie immer, wenn er besonders wütend war. »Ehrlich gesagt? mir wird jetzt noch ganz anders, wenn ich daran denke, daß wir auch hätten Pech haben können. So groß wären wir dann… Wir könnten quasi mit Stelzen unterm Teppich gehen. Aufrecht.« Er zeigte ein O, das er mit Daumen und Zeigefinger bildete. »Außerdem … Um noch mal auf unser Gepäck zurückzukommen …«

»Vergiß es!«

»Das geht nicht so einfach, weil ich da immer ganz besonders an dieses bezaubernde, hauchzarte, durchsichtige Nachthemd denken muß, das du eingepackt hast, du weißt schon, dieses schwarze, spitzenbesetzte…«

Mike unterbrach sich plötzlich.

»Hörst du das auch?« fragte er ungläubig und kaum hörbar.

Damona stieß ihren Atem mit einem Zischen aus. Sie nickte, fühlte, wie eisige Kälte in ihren Körper einsickerte. Das, was sie hörte, war schlimmer als ein Peitschenhieb!

Ein wildes Heulen hallte durch die einsetzende Dämmerung.

Das Heulen eines Wolfs!

***

Die grausame Angst fraß sich wie Säure bis auf seine Knochen durch!

Hydd Parker, der Taxi-Driver, rannte, so schnell er nur konnte. Er hatte verloren! Die Falle, die er aufgestellt hatte, war so sicher gewesen, so absolut erfolgversprechend tödlich für die Hexe Damona King und ihren Freund, und doch waren die beiden entkommen!

In letzter Sekunde!

Wie sie das geschafft hatten trotz der mächtigen magischen

Umhüllung, das würde ihm ein Rätsel bleiben.
Jetzt rannte Hydd Parker, weil es um sein Leben ging!
Er hatte Bastardas Auftrag nicht ausführen können. Das bedeutete für ihn – den Tod. Sie duldete keine Versager um sich. Nicht, wenn es um Damona King und Mike Hunter ging! Das hatte sie ihm auch gesagt. Ja, er war gewarnt gewesen, deshalb war er auch besonders umsichtig ans Werk gegangen, und hatte schließlich geglaubt, alles bedacht zu haben.
Er hatte sich geirrt.
Nun galt es, zuzusehen, daß er die Suppe, die er sich damit eingebrockt hatte, nicht auslöffeln mußte.
Er hetzte die schmale Straße entlang. Links und rechts streiften seine Schultern an den Hauswänden, so eng war die Gasse. Hier war es auch schon ziemlich finster. Abfalleimer standen im Weg. Einmal donnerte Hydd Parker voll gegen einen, und ging auch mit ihm zu Boden. Eine Wolke von faulendem, stinkendem Müll umwirbelte ihn.
Aber er war schnell wieder auf den Füßen und eilte weiter. In seine kleine Wohnung? Nein. Da würden sie ihn am ehesten finden. Er mußte untertauchen. Aber wo? Wo?
Hydd Parker dachte an eine ehemalige Freundin. An Sue Uragant, eine Eurasierin, die sich als Stripperin ihren Unterhalt verdiente. Sie hatte ihn damals aus ihrer Wohnung hinausgeworfen, weil er zu teuer geworden war. Sie war ein energisches Persönchen. Hydd mußte grinsen, obwohl ihm die Angst vor, Bastarda und ihren Häschern, die sie; zweifellos schon auf seine Fersen gesetzt hatte, im Nacken saß.
Dazu diese Hitze. Er bekam kaum richtig Luft. Keuchend atmete er ein und aus, seine Brust arbeitete wie ein Blasebalg. Der Schweiß überzog sein Gesicht.
Er erreichte das Ende der Gasse. Es stank hier erbärmlich nach Fisch und Erbrochenem. Eine Katze fegte miauend davon. Rechter Hand stand eine Haustür offen. Dunkel gähnte der Hausgang.
In der Ferne Kinderstimmen.
Eine hysterische Frauenstimme schimpfte. Die Kinder verstummten.
Hydd Parker bereute, daß er sich mit den Dämonen der Finsternis eingelassen hatte. Es war der Reiz des Unbekannten, Geheimnisvollen gewesen. Und die Aussicht, schnell und leicht zu Geld zu kommen.
Jetzt aber würde er sein Leben verlieren… Er wußte: Bastarda würde ihm keine Gelegenheit geben, seinen Fehler wiedergutzumachen!
Die Hölle forderte ihren Tribut!
Scheußliche Angst überschwemmte den Taxifahrer. Er verfluchte sich und seine Leichtsinnigkeit. Er hätte wissen müssen, daß die Rechnung schließlich immer zugunsten der Hölle ausgestellt wurde.
Aber er wollte sich auch nicht vorschnell verloren geben. Vielleicht, wenn es ihm gelang, Sue davon –Gerade wollte er wieder ein bißchen

Hoffnung schöpfen, als das Verderben mit der Wucht eines Blitzschlags über ihn hereinbrach!

Ein langgezogenes, aggressives Heulen wurde laut!

Vor ihm! In der Düsternis!

Gleichzeitig vernahm er hinter sich die schnellen, geschmeidigen Trapper, die verrieten, daß ein muskulöser Leib förmlich herankatapultiert wurde!

Hydd Parker kam nicht mehr dazu, zu schreien!

Er sah die Wolfsfratze vor sich, den aufgerissenen Rachen, dann war die Bestie schon heran!

Mächtige, scharfe, spitz endende Klauen, dicht behaart mit drahtartigem Fell, schlugen zu, Geifer schäumte und flockte, um Hydd Parker drehte sich plötzlich alles.

Aufrechtgehende Wölfe!

Wolfsmenschen!

Er nahm die Gedanken des Grauens mit in das große, schwarze Nichts… Fiel, fiel, fiel …

Der Taxi-Fahrer spürte die tödlichen Schläge nicht mehr, mit denen ihn die beiden Werwölfe niederrissen. Knurren und Gurgeln, triumphierendes Hecheln folgte. Die Dämonenwölfe stürzten sich über ihr Opfer, dessen blutige rechte Hand zuckend hochruckte, durch das Gewimmel der beiden behaarten Wolfsleiber stach, ein grausiges Mahnmal für alle, die sich mit den Mächten der Finsternis einließen.

Die Hand formte sich zu einer Klaue, verkrampfte, umsodann schlaff herunterzufallen.

Das Gegeifer und Gehechel der Wölfe verstummte.

Ihr Opfer lebte nicht mehr…

***

Damona King stand wie unter Strom, als sie die finstere Gasse entlangrannte.

Wolfsgeheul in einer Riesenstadt wie Bangkok, das konnte nur bösen Ärger bedeuten. Vielleicht hing er sogar mit dem Thai zusammen, der sie buchstäblich hatte verschrotten wollen. Wie dem auch sei – es war jedenfalls das Heulen eines Wolfs gewesen, was sie gehört hatten, da gab es weder für sie noch für Mike auch nur den geringsten Zweifel.

Mike war ein paar Schritte hinter ihr. Vor ein paar Zehntelsekunden war er gegen eine füllige Thai-Dame gelaufen, die plötzlich in der Dunkelheit vor ihm aufgetaucht und ihm ihre Liebesdienste angeboten hatte. Mike hatte gerade noch Zeit gefunden, ihr hastig wieder auf die Füße zu helfen. An Liebe dachte er jetzt nicht. Ganz im Gegenteil.

Damona hörte plötzlich das Grollen und Röcheln, Scharren und Hecheln.

Kampfgeräusche!

Die Reisetasche behinderte sie, trotzdem aber ließ sie sie nicht einfach fallen. In der rechten Hand hielt sie bereits die Luger. Gegen Silberkugeln waren Werwölfe beileibe nicht gefeit.

Ein großer, schwarzer Schatten in der Dunkelheit vor ihr!

Er wuchs förmlich aus dem Boden, noch bevor sie das Ende der Gasse ganz erreicht hatte, Ein gieriges Knurren durchbrach die plötzlich so stille Nacht.

Dann flog der Schatten auch schon durch die Luft auf Damona zu.

Ihre Reflexe katapultierten ihren Körper blitzartig zur Seite. Hart krachte sie gegen die feuchte Hauswand. Der Schatten streifte sie nur – hartes, borstiges Fell, dazu die unverkennbare Raubtierausdünstung!

Es war der Werwolf, den sie gehört hatten!

Knurrend fuhr er herum, noch bevor Damona die Luger in Anschlag bringen und feuern konnte. Ein gedankenschnelles Vorwärtsrucken. Die Bestie war heran. Damona kassierte einen Hieb gegen die Schulter, der sie von den Füßen holte. Sie fiel hin. Die Luger behielt sie eisern in der Hand, während sie noch im Fallen die Tasche hochschleuderte. Sie traf den Wolf in die langgezogene Schnauze, der Rachen war weit aufgerissen, und unter einem verirrten Lichtstrahl von irgendwoher schimmerte das Wolfsgebiß feucht.

Der riesige, behaarte Schädel mit den großen, spitz zulaufenden Lauschern wurde in den Nacken gerissen.

Damona King aber sprang im gleichen Moment schon wieder auf die Füße. Ihre Rechte mit der Luger ruckte hoch.

Bevor sich ihr Finger um den Abzug krümmen konnte, drosch ihr der Wolf die Waffe aus der Faust. Damona steckte einen weiteren Treffer ein und spürte Blut in ihrem Mund. Als sie hinschlug, knallte ihr Hinterkopf schmerzhaft auf das schmierige Pflaster. Ihr Herz hämmerte scheinbar hoch im Hals, alles vor ihren Augen verschwamm zu einen blutroten Film. Die Bestie knurrte. Dann sprang sie wieder. Ein langgestreckter, geschmeidiger Tierkörper, übergroß, das Gesicht mit vagen menschlichen Zügen, doch in den großen, roten Augen loderte nur unbändige, animalische Mordgier!

Der peitschende Knall des Schusses ging unter im wütenden Jaulen des Wolfs.

Der Körper zuckte zusammen, überschlug sich halb in der Luft und landete dann zuckend kaum einen halben Yard neben Damona, die sich noch immer halb benommen wegrollte. Mühsam riß sie sich zusammen und rappelte sich auf, wobei sie sich an der Mauer abstützte. Der Wolfsmensch schlug im Todeskampf um sich, knurrend wand er sich auf dem Boden, seine Kiefer schnappten immer wieder zu.

Dann lag er still.

Mike Hunter kam aus der Dunkelheit heran.

Der Werwolf verwandelte sich in einen Menschen zurück. Irgendwo über ihnen wurden Fenster aufgerissen. Der Schuß lockte Neugierige an wie das Licht die Motten.

Jemand schrie mit einer schrillen, hysterischen Stimme.

Damona hob ihre Luger auf, während Mike Hunter sich über den Werwolf beugte.

»Tot«, sagte er überflüssigerweise, als Damona bei ihm anlangte.

Das Geschrei wurde lauter.

In der Ferne jaulte eine Polizeisirene. Die anderen Geräusche der Riesenstadt, die jetzt von der Dunkelheit überzogen wurde, setzten jetzt auch wieder ein – jedenfalls kam es Damona King so vor.

Sie warf dem toten Wolfsmenschen einen knappen Blick zu. Er war kein Thai, sondern wie sie Europäer. Sein Körper war gedrungen, das etwas breitflächige Gesicht wirkte auch jetzt noch irgendwie wölfisch. Eine Hasenscharte gab seinem Mund ein verzerrtes Grinsen, selbst jetzt, noch im Tod.

»Wir müssen weg«, sagte Mike. Er hob die Reisetasche auf, und war gerade im Begriff, die Luger in die Halfter zurückzustecken, als er den fürchterlichen Körper sah.

Mike fluchte.

»Jetzt wissen wir, warum die verdammten Werwölfe hier waren.«

Mike zog Damona herum. Sie zuckte kaum zusammen, als sie den Leichnam und das Blut sah.

Nur das Gesicht des Mannes war noch einigermaßen erkennbar.

Es war der Thai-Fahrer, der sie nach Bangkok – und beinahe in den Tod gefahren hatte.

Etwas in ihr erkaltete, als sie hinter Mike die Bewegung sah!

»Mike! Hinter dir!«

Fieberhaft schnell riß sie die Luger hoch, die sie noch immer unschlüssig in der Hand gehalten hatte. Der Schatten warf sich vorwärts. Er hatte in einer düsteren Nische gelauert und auf seine Chance gewartet. Jetzt stieß er ein wildes Heulen aus und sprang.

Mike Hunter aber war schon weg.

Er hechtete vorwärts, kam auf dem Boden auf, rollte sich über Kopf und Schultern ab und stand im nächsten Augenblick wieder, die Luger in der Hand, die Tasche hatte er schon vorhin losgelassen.

Der Wolf war eine Zehntelsekunde lang irritiert, daß sein vermeintliches Opfer dermaßen schnell reagiert hatte.

Er kam!

Damona stand breitbeinig da, die Luger im Kombat-Anschlag.

»Nicht!« rief sie befehlend.

Die Bestie hörte nicht darauf. Die Mordlust und der Blutgeruch, der wie der Gestank von Opium in der engen Gasse hing, mußten ihn sicher wahnsinnig machen.

Er federte vorwärts.
Aber nicht auf Mike Hunter zu, wie Damona eigentlich erwartet hatte, sondern auf sie!
Sie richtete den, Lauf der Luger dorthin, wo sie die Körpermitte des Wolfsmenschen vermutete. In der Düsternis sah sie kaum mehr als schnell ablaufende Bewegungen.
Dann zog sie den Stecher durch. Zweimal. Dreimal. Die Feuerlanzen zuckten aus dem Lauf, peitschten die geweihten Silberkugeln hinaus, die sich mit dumpfen Aufschlägen in den Fellkörper des Wolfes wuchteten.
Die Mündungsblitze erhellten schlaglichtartig die Szenerie.
Damona sah, wie der Wolf wie unter Stromstößen zusammenzuckte. Die Bestie warf sich herum. Torkelnd suchte sie zu entkommen.
Mike stand im Weg.
Schreckliches Grollen drang aus dem breiten Brustkasten des verletzten Wolfs.
Damona sah, wie ein fürchterlicher Hieb Mike buchstäblich zur Seite räumte, und gleichzeitig forcierte der Werwolf sein Tempo. Die Dunkelheit schützte ihn.
Aber Damona dachte nicht daran, dieses Ungeheuer entkommen zu lassen.
»Da lang!« brüllte Mike nervös, während er wankend hochkam.
Damona jagte weiter. Mike war okay, um den brauchte sie sich keine Sorgen zu machen. Vor ihr waren die tapsenden Schritte des Wolfs. Er wurde langsamer. Ein gequältes, klagendes Heulen wurde laut. Damonas Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. Plötzlich war da Helligkeit!
Scheinwerfer!
Ein Wagen preschte in die Seitenstraße herein, die Lichtfinger rissen den Werwolf aus der schützenden Finsternis, zeichneten die riesenhaften, muskulösen Konturen seines Körpers haarscharf nach.
Jaulend zuckte die Bestie herum.
Noch einmal schien sie sämtliche Kraftreserven, die noch in ihr steckten, zu aktivieren. Sie wollte die Frau töten, die ihr die peinigenden Silberkugeln in den Leib gepflanzt hatte. Damona King!
Atemlos stoppte Damona ab, ihre Pistolenhand flog hoch.
Der Wolf war tödlich schnell!
Heulend und brüllend sprang er, die Klauenhände vorgereckt!
Sein Körper streckte sich.
Damona jagte dem Horror-Wesen zwei weitere geweihte Silbergeschosse entgegen.
Sie traf voll!
Der Werwolf ging zu Boden. Rücklings fiel er hin. Seine Hände ruderten durch die Luft, als wolle er sich noch irgendwo festhalten.

Damona ignorierte diese Gefahr ebenso wie den mit Blaulicht und Sirene heranschießenden Wagen.

Sie eilte zu dem am Boden liegenden Werwolf. Fürchterliche Krämpfe schüttelten dessen Körper. Aus dem aufklaffenden Rachen floß Blut und Schaum.

Daß die Bestie trotzdem noch immer nicht völlig erledigt war, zeigte, wie zäh diese Höllen-Kreatur war.

»Wer hat dich geschickt?« stieß Damona hervor. Sie keuchte nicht, ihr Atem ging kaum schneller.

Der Wolf röchelte. Pumpend hob und senkte sich die behaarte Brust.

»Du stirbst. Du hast verloren, Sag mir, warum…«

Der Werwolf stieß einen grausigen Laut aus, halb menschliches Lachen, halb tierisches Jaulen. »Nichts… nichts sage ich dir. Du – erfährst nichts!«

Der Körper streckte sich. Die Fellbehaarung verging, verwandelte sich wieder zurück zu normaler menschlicher Haut. Der Wolfsschädel ebenso, seine spitze Wolfsschnauze pulsierte, ebenso die Stirnpartie, wie auch die Krallenhände, die übermäßig muskulösen Arme, Beine…

Dann lag nur noch ein normaler Mensch vor ihr auf dem Boden, nackt, unsagbar einsam und beinahe mitleiderregend im Tod. Aber Damona dachte daran, wie grausam dieses Wesen zusammen mit seinem Artgenossen den Thai-Taxifahrer getötet hatte…

Sie richtete sich auf. Für ein paar Augenblicke hatte sie von ihrer Umgebung nichts mehr wahrgenommen, war gänzlich in sich zurückgezogen gewesen. Die Spannung fiel von ihr ab.

Mit der Helligkeit aber, die sie gleißend umgab, war schlagartig auch das Gefühl drohender Gefahr wieder da!

Sie stieß einen kleinen, überraschten Laut aus, als sie die Männer sah.

Einer hielt Mike Hunter mit einer Pistole in Schach. Mike stand mit erhobenen Händen vor einer Hauswand.

Und jetzt hob ein zweiter die Rechte, und Damona sah darin ebenfalls eine langläufige Pistole, deren Metall kalt schimmerte.

»Keine Bewegung«, sagte der Mann auf Englisch, und seine Stimme war frostig und ließ keinen Zweifel daran, daß er Damona ohne Zögern erschießen würde, wenn sie nicht gehorchte.

***

Ein glühender Schmerz nistete dumpf pochend in ihr.

Puako Hanshin, die Geistwandlerin, wußte, daß er sie nie mehr aus seinen Krallen lassen würde. Bis zu ihrem Tod würde sie an ihm zu tragen haben. Eine weitere Grausamkeit der finsteren Mächte, die ihr für ihre gelegentlichen Dienste das überlange Leben gegeben hatte, das sie von ihnen gefordert hatte?

Sie hatte zwei ihrer Söhne verloren.
Ayhusa und Harko.
Und sie wußte nicht einmal, wieso. Was hatte den Zorn der Dämonen erregt? Wer war diese Bastarda, von der der Werwolf gesprochen hatte, bevor er zum Angriff übergegangen war?
»Ich muß es herausfinden«, murmelte die alte Frau halblaut vor sich hin. Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, erschrak sie.
Ihr Kopf ruckte hoch. Sie sah ihre Söhne. In einem Halbkreis saßen sie vor ihr, in ihren Gesichtern Sorge und Schmerz. Auch sie trauerten, denn Harko und Ayhusa waren ihnen lieb und teuer gewesen.
»Was hast du vor, Mutter?« wollte Tanjio wissen. Er war sensibel, sein Gesicht feingeschnitten, die Augen groß und dunkel. Schwarz glänzte sein kurzgeschnittenes Haar, und die feingliedrigen Hände bewegten sich unruhig.
Puako Hanshin sah ihn lange und zärtlich an.
»Ich muß erforschen, warum mich dieses Wolfs-Wesen töten wollte.«
»Wir haben dich in Sicherheit gebracht, Mutter. Hier kann dir nichts geschehen. Deine Spuren sind verwischt. Niemand vom Klong wird dich verraten. Aber…« Rhua zögerte kurz, sah sie ernst an. »Aber wenn du deinen Geist aussendest, um nachzuforschen, können sie deine Energieaura aufspüren…«
»Ich weiß es, Sohn. Zwei deiner Brüder mußten sterben, weil ich nicht auf das gefaßt war, was geschehen würde. Ich fühlte mich sicher. Deshalb konnte es geschehen. Dieser Wolfsmensch wollte meinen Tod, und er wollte ihn, weil ich – wie er sagte – seiner Herrin – Bastarda – im Wege sei. Ich muß wissen, warum. Es entscheidet über mein Leben – und über das eure, denn ihr würdet alle euer Leben geben, um so meines zu bewahren. Ich aber kann es nicht verkraften, noch einen von euch zu verlieren! Es darf nicht sein!« Tränen schimmerten in den Augen der alten Frau. Ihr graues Haar trug sie jetzt offen; weit fiel es über die gebeugten Schultern. So wie sie dasaß, die Beine gekreuzt, die Hände entspannt auf den Knien liegend, wirkte sie unsagbar verloren. Ihre innere Qual umgab sie als Aura. Niemand hätte ihr die Kraft zugetraut, die in ihr wohnte…
Die Kraft des Geistwandeins…
Sie ließ ihre Blicke schweifen, sah jeden ihrer fünf Söhne lange und forschend an. Keiner von ihnen senkte seinen Blick.
Tanjio. Rhua. Anspar. Sanjurdi. Akil.
Es waren gute Söhne. Ihre Gesichter waren offen und ehrlich.
Puako Hanshin liebte jeden von ihnen abgöttisch. Der Stich, der diesem Gedanken folgte, war grausam. Als würde sie von einer weißglühenden Klinge durchbohrt. Zwei ihrer Söhne würde sie nie wieder sehen, nicht in diesem Leben. Harko und Ayusha. Sie waren tot, waren an ihrer Statt gestorben. Von einer gnadenlosen

Menschbestie getötet.

»Ich will sie rächen,« sagte Puako Hanshin leise und kalt. »Rache für ihren sinnlosen Tod. Und Sicherheit für euch, meine Söhne.«

»Denk auch an dich, Mutter«, erinnerte Anspar sanft.

»Ich bin alt, viel zu alt. Es war ein Frevel von mir, dieses lange Leben zu fordern. Es ist mehr, als eine normale Sterbliche vertragen kann. Diese Qualen, dieses immerwährende Leid…« Sie schüttelte den Kopf. »Ich werde es wagen, ich werde meinen Geist auf die Wanderschaft entsenden, und ich werde herausfinden, was hinter dem Angriff der Bestie steckt. Es muß sein!« Die Stimme der alten Frau war hart und entschlossen.

Diesmal widersprach keiner ihrer Söhne.

Schweigend erhoben sie sich und bereiteten alles vor.

Puako Hanshin, ihre Mutter, mußte den kleinen Tod sterben, damit ihr Geist den Körper verlassen und auf Wanderschaft gehen konnte…

***

Die Mündung des Revolvers war wie ein schwarzes Dämonenauge, das sie höhnisch anstarrte!

Wenn Damona King die Augen schloß, dann tauchte diese Erinnerung augenblicklich auf.

Glücklicherweise aber hatte sich die Situation von allein entschärft. Die beiden Männer waren Polizisten. Die letzten paar Sekunden des tödlichen Kampfes und die daran anschließende Rückverwandlung des Wolfs in einen Menschen hatten sie mitbekommen.

Damona erklärte, so gut es ging.

Einer der Beamter sprach einigermaßen Englisch, so daß die Verständigung klappte. Der Mann war bleich und unschlüssig, schließlich aber schien er ihr doch zu glauben. Immer wieder warf er dem am Boden liegenden Leichnam des Europäers einen scheuen Blick zu.

Sein Kollege rief über Funk Verstärkung. Damona verstand zwar kein Wort, aber die Gesten, die der Polizist dabei machte, waren eindeutig genug: er versuchte, seinen Kollegen das Vorgefallene plausibel zu machen. Mike Hunter stand dabei und starrte auf seine Schuhspitzen. Er blutete aus einer Kratzwunde an der Stirn, war bleich, dunkle Ringe lagen um seine Augen.

Damona wußte, daß sie selbst auch nicht besser aussah.

Sie fühlte sich wie doppelt und dreifach gemangelt. Ausgelaugt, ausgebrannt, leer. Ihre Augen brannten, und ebenso die Stellen ihres Körpers, an denen sie der Werwolf getroffen hatte. Die Schläge würden böse Blutergüsse hinterlassen.

Mittlerweile waren auch die Gaffer da. Die gab es wohl überall.

Für Sensationen waren die Menschen eben zu haben. In einer dicken

Traube umstanden sie sie, gestikulierten, diskutierten. Ein zähflüssiger Brei – so kamen ihr die vielen Stimmen vor.

»Wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte«, sagte der Polizist unvermittelt. »Ich hätte ihnen kein Wort abgenommen.«

»Aber sie haben es gesehen.«

»Was sind das für Wesen?«

»Werwölfe. Dämonen, die in der Gestalt von Menschen unter uns leben, sich jedoch in ihr tierisches zweites – richtiges – Ich verwandeln können.« Damona sagte dem Mann die Wahrheit, weil sie spürte, daß er eine ehrliche Antwort erwartete und auch verkraften konnte.

Dann schwiegen sie. Der Polizist bedeutete ihr, ihm zu folgen. Sie Durchbrachen den Kreis der Gaffer. Die Leute wollten ihnen folgen, doch er sagte etwas auf Thai zu ihnen, und sie blieben murrend zurück.

»Ich bin Terk Sinjan.« Er streckte ihr die Hand hin.

»Damona King.«

Er horchte auf. »Ich glaube, ich habe Sie schon einmal gesehen… Aber eigentlich ist das nicht möglich, wenn Sie sagen, daß Sie erst vor zwei Stunden in Bangkok angekommen seien.«

Er starrte sie an, mit einem dezenten, sanften Interesse, nicht aufdringlich oder unverfroren.

»Jetzt hab ich's!« sagte er plötzlich. »In der Zeitung. Ihr Bild war kürzlich einmal in der Zeitung. Damona King – die junge Chefin des riesigen King-Konzerns aus London. Ihr Unternehmen baut die Dämme in Sraij Kesham!«

Damona nickte. »Ehrlich – ich bin den Zeitungsleuten zum ersten Mal dankbar. Normalerweise zählten sie nämlich nur auf, wo man mich in Begleitung von wem sieht und warum – und was für Glitzerkram ich um den Hals hängen habe.«

»Das Los des Jetset, oder?«

»Ich gehöre nicht dazu. Die Geschichten sind meist erlogen. Ich mag diese Stehparties nicht. Deshalb gehe ich nicht hin. Logischerweise kann man mich dann dort auch nicht sehen.«

Er nickte.

Die angeforderte Verstärkung kam. Mit quietschenden Reifen fuhr der Wagen an den Randstein. Die Beamten stiegen aus.

»Jetzt führen Sie mich zu den beiden anderen Leichen«, forderte der Polizist Terk Sinjan sie auf.

»Und mein Begleiter?«

»Meine Kollegen werden sich mit ihm unterhalten. Er muß seine Aussage zu Protokoll geben, wie nachher auch Sie, Miß King. Keine Sorge, die Sachlage ist eindeutig. Es wird keine Komplikationen geben. Jemand von Ihrem Ruf…« Er sprach nicht weiter.

Damona spürte ein kurzes Unbehagen. Natürlich. Der gute Ruf. Jemand, der weniger prominent gewesen wäre wie sie und dessen Name nicht sogar dem kleinsten Polizisten Bangkoks geläufig gewesen wäre, hätte wohl einige Schwierigkeiten mehr gehabt, aus dieser Sache wieder herauszukommen. Aber so spielte das Leben.

Sie ließ sich nicht noch einmal bitten, und führte Terk Sinjan in die Gasse, in der die Leichen lagen.

Hier war es – im Gegensatz zu der etwas breiteren Seitenstraße, aus der sie kamen – so finster wie in einem Kohlenkeller.

Terk Sinjan knipste seine Taschenlampe an. Der Lichtkegel huschte über den Boden – und verharrte schließlich auf dem Leichnam des Thais.

Als Terk Sinjan sah, wie der Taxifahrer zugerichtet war, gab er einen keuchenden Laut von sich, dann mußte er sich würgend übergeben…

***

Später saßen Damona King und Mike Hunter mit Terk Sinjan in einem verräucherten Nebenzimmer einer von außen ziemlich heruntergekommen wirkenden Spelunke zusammen. Der Thai-Polizist sah ziemlich mitgenommen aus, sein Gesicht zeigte eine ungesunde Farbe. In den Schlitzaugen spiegelte sich noch immer das Grauen, das ihn vorhin wie eine reißende Bestie angefallen hatte.

Damona und Mike hatten Terk Sinjan nicht die volle Wahrheit erzählt. Er wußte nicht, weshalb sie nach Bangkok gekommen waren, und auch nichts von der teuflischen Rolle, die der Taxifahrer in diesem Spiel gehabt hatte. Sie hatten Sinjan nur erzählt, daß sie zufällig in der Nähe gewesen seien, als sie das Wolfsgeheul gehört hatten.

»Ich stelle Ihnen keine unnötigen Fragen. Ich will nicht wissen, warum Sie ausgerechnet Waffen bei sich trugen, die mit Silberkugeln geladen waren. Und überhaupt – warum Sie sich gegen diese Höllenkreaturen gestellt haben. Jeder andere wäre wohl einfach davongelaufen, – auch ich. Ich will keine Einzelheiten wissen. Der Fall ist abgeschlossen. Es wird keine Akte geben. Ich habe auch so genug - am Hals.« Beinahe verzweifelt brach der Polizist ab, trank sein Bierglas leer und lehnte sich zurück.

Mike schwieg auch.

Von nebenan, aus dem größeren Gastraum, kam vielfältiges Stimmengemurmel und exotische Musik. Die Leute schienen in bester Stimmung zu sein.

Der Tatort, an dem der Kampf gegen die Werwölfe über die Bühne gegangen war, lag nur ein paar Straßenzüge entfernt.

Terk Sinjan räusperte sich. »Sobald Pak Nartam hier ist, werde ich verschwinden. Ich muß schlafen. Vergessen.«

»Sie haben uns sehr geholfen.«

Das hatte der Polizist wirklich. Als er nämlich erfahren hatte, daß sie auf dem Weg ins Hauptkommissariat und zu Pak Nartam gewesen waren, hatte er den Inspektor angerufen, und ihn gebeten, zu kommen. Der Polizist hatte zugesagt.

»So, wie es aussieht, haben Sie uns noch viel mehr geholfen, als ich das tun konnte. Wenn diese Wolfsbestien weiterhin frei herumlaufen hätten können. Nicht auszudenken… In Bangkok verschwinden viele Menschen spurlos. Ich frage mich, wie viele von denen, die in den letzten Monaten verschwunden sind, von diesen Wölfen…« Er brach ab, sein Gesicht hellte sich auf.

Die Tür öffnete sich, ein für einen Thai ziemlich großer Mann trat, nachdem er kurz angeklopft hatte, ein.

Es war Pak Nartam.

Er stellte sich knapp vor, Damona und Mike taten das ihrerseits.

Der Polizist setzte sich zu ihnen, nachdem er auch mit Terk Sinjan ein paar Worte gewechselt hatten, allerdings in der Landessprache, so daß Damona und Mike nichts verstanden.

Pak Nartams Gesicht war hart, die Augenbrauen struppig, so daß die Schlitzaugen davon überschattet wurden. Das mattschwarze Haar trug Nartam mittellang. Er war jung, überraschend jung für einen Inspektor. Sein Nasenbein mußte schon einmal gebrochen gewesen sein, denn ein häßlicher Knoten wölbte die Haut und gab dem Gesicht etwas Hartes, auch wenn die Augen freundlich blickten. Der Mann hatte breite Schultern, schmale Hände, deren Kanten Hornhaut hatten – ein Zeichen dafür, daß Nartam Karate betrieb und vermutlich ein ziemlich harter Gegner war.

Nachdem sich Terk Sinjan wie angekündigt verabschiedet hatte und die Tür sich hinter ihm schloß, wandte Pak Nartam Damona King und Mike Hunter seine Aufmerksamkeit zu.

»Was also wollen Sie von mir, Miß King, Mister Hunter?« Er sprach ein sehr gutes Englisch. »Mein Kollege hat mir gesagt, wie Sie beide sich bei uns eingeführt haben. Bemerkenswert. Sie sind wegen einer ganz bestimmten Sache hier, nicht wahr? Etwas, das – indirekt – mit den Wölfen und bösen Mächten zusammenhängt.«

»Wie kommen Sie darauf?« fragte Mike Hunter – eine Spur zu schroff. Damona King warf ihm einen warnenden Blick zu. Sie hoffte, daß Mike Hunter seinem Zynismus nicht allzusehr die Zügel schießen ließ. In solchen Situationen – und erst recht nach dem, was sie in der kurzen Zeit, die sie in Bangkok waren, alles schon erlebt hatte – unberechenbar. Fast so etwas wie psychische Notwehr bei ihm.

Aber er steckte zurück. »Sorry!« sagte er und machte eine wegwerfende Geste.

Pak Nartam lächelte, ein Lächeln, das nichts über die Gedanken

verriet, die hinter seiner hohen Stirn abliefen. »Es war eine Vermutung. Ein Schuß ins Blaue. Ihre Reaktion darauf… Nun, sie gibt mir zu denken. Viele außergewöhnliche Dinge, die in dieser Nacht passieren … Werwölfe – und dann Sie beide. Dämonenjäger? Könnte man Sie so nennen?«

Damona sah ein, daß es keinen Zweck hatte, diesem Mann etwas vormachen zu wollen.

Sie nickte. »Man könnte.«

»Niemand glaubt an die Existenz der finsteren Mächte. Wenigstens nicht tagsüber.« Nartam kratzte sich am Hals.

»Und Sie?« fragte Damona, während Mike ganz ruhig war.

»Ich weiß, daß es sie gibt«, sagte Pak Nartam einfach. »Bangkok ist eine andere Welt als die, in der Sie leben. Es gibt hier viele Geheimnisse. Und manches, was uns Menschen deutlich beweist, daß es die Schwarzen gibt. Schon meine Mutter und deren Mutter wußten es. Vielleicht…« Sein Lächeln wurde jetzt eine Spur echter, wärmer.

»Vielleicht bin ich deshalb Polizist geworden. Ich glaube nicht so sehr an das Schlechte im Menschen, vielmehr aber daran, daß hinter allem Übel, das Menschen anrichten, eine höhere – sagen wir schwarze Macht steht. Natürlich darf ich das meine Vorgesetzten nicht hören lassen.«

»Wir suchen eine Frau. Puako Hanshin, die Geistwandlerin.«

»Warum?« Das Gesicht des Thai-Polizisten nahm plötzlich einen gespannten Ausdruck an.

»Wir brauchen ihre Hilfe. Ihretwegen sind wir nach Bangkok gekommen.«

»Eine dürftige Information. Vertrauen Sie mir noch immer nicht? Hängt es mit den Wölfen zusammen?«

»Mit ihnen – und mit der Sartuagor.« Mike Hunter hatte das an Damona Kings Stelle gesagt.

Der Thai-Polizist zuckte zusammen. »Mit der Sartuagor…«, flüsterte er. »Sie wissen …« Er brach ab, sah zuerst Damona, dann Mike eindringlich an: »Sie wissen von der Sartuagor?«

Im Unterton seiner Stimme klang ein Hauch von Entsetzen mit. Er verbarg es, überspielte es mit einer betont gleichmütigen Stimme.

Aber Damona konnte er damit nicht bluffen.

»Sie ist die Wächterin zum Totenreich.« Damona machte eine wirkungsvolle Pause. »Die entartete Wächterin. Das Mädchen mit den Blutaugen.«

Pak Nartams schlanke Hände verkrampften sich ineinander. Er löste sich, legte sich flach auf das fleckige Tischtuch, die Fingerspitzen berührten das leere Bierglas von Terk Sinjan.

»Für Fremde wissen Sie zuviel«, sagte er leise. »Für welche, die sich mit der Sartuagor angelegt haben oder anlegen wollen aber zuwenig.

Viel zuwenig.«
»Sie wissen mehr?« hakte Damona King nach.
»Ja. Viel zuviel.«
»Woher? – Ein normaler Polizist…«
Pak Nartam unterbrach Mike Hunter. »Puako Hanshin ist die Schwester meiner Großmutter Hisaoj«, sagte er murmelnd. Er schien mit seinen Gedanken ganz woanders zu sein. »Ich besuche sie oft, wir reden viel miteinander. Von ihr weiß ich um die Existenz der Dämonen, von ihr weiß ich auch von der Sartuagor, der Entarteten, die in jeder Vollmondnacht drei junge Frauen zu sich ruft… Morgen…« Er stockte, sein Gesicht verzog sich, als müsse er einen inneren Schmerz erdulden. »Morgen ist es wieder soweit. Morgen ist wieder Vollmond.«
Damona wurde bleich, sie starrte Mike Hunter an. Der erwiderte ihren Blick erstaunt. »Was ist?«
»Nichts.« Damona behielt den erschreckenden Gedanken, der sie durchfahren hatte, für sich. Sie wandte sich wieder an Pak Nartam, der sie schweigend ansah. Er lächelte nicht mehr. Eine steile Falte war über seiner Nasenwurzel erschienen.
»Werden Sie uns zu Puako Hanshin bringen?«
Er zögerte nicht. »Das werde ich. Ich werde Ihnen helfen. Morgen werde ich sie zu Puako Hanshin bringen.«
»Morgen erst?«
»Ich muß zuvor mit ihr sprechen. Allein.« Die Stimme des Thai-Polizisten ließ keinen Widerspruch zu. »Ich werde Sie jetzt in ein Hotel bringen, Sie müssen sich ausruhen. Morgen abend werde ich Sie beide abholen und zu Puako Hanshin bringen. Bitte, akzeptieren Sie das…«
Die Enttäuschung in Damona King überwog, und auch Mike Hunter hob unwillig eine Augenbraue, aber beide sahen sie ein, daß Pak Nartams Vorschlag auch seine guten Seiten hatte. So, wie sie nach den heutigen Abenteuern beieinander waren, würde ihnen der Schlaf guttun. Auch die beiden Tage vor ihrer Abreise nach Bangkok waren ziemlich hektisch gewesen.
Sie brachen auf. Pak Nartam nahm sie in seinem Dienstwagen mit, und fuhr sie wie versprochen zu einem Hotel im nördlichen Stadtzentrum. Sie sprachen während der Fahrt nicht viel miteinander.
Pak Nartam war in Gedanken versunken, und ebenso Mike und Damona. Bangkok bei Nacht entfaltete einen gewissen Zauber, auch war der Stadtbezirk, in den Nartam sie fuhr, nicht so von Verfall und Elend und Dreck gezeichnet wie der, in dem der Schrottplatz gelegen war. Hier gab es tatsächlich die Tempel und Prunkbauten, die man in den Prospekten zu sehen bekam.
Das Hotel hieß Little Dragon, war ein hübscher, weiß verputzter Bau

mit zwei Stockwerken; es gab einen großen Balkon zur Straße hin, überdacht. Der Eingang lag etwas erhöht. Eine steinerne Treppe führte herauf. Die Nachbarshäuser schlossen direkt an das Hotel an.

Die Straßenbeleuchtung funktionierte und spendete Helligkeit. Ein paar in orangene Kutten gekleidete Mönche kamen vorbei. Die Straße hinunter spielten Kinder, ihr Lachen klang durch die Nacht.

Pak Nartam erledigte die Formalitäten für sie, sprach mit dem Inhaber des Little Dragon, einem pfiffig wirkenden älteren Thai mit Totalglatze. Wenig später waren Damona und Mike in ihrem Zimmer. Es war nicht zu groß, nicht zu luxuriös eingerichtet, dafür aber gemütlich und so, daß man sich auf Anhieb wohl fühlte.

Nartam verabschiedete sich.

»Bis morgen, 20 Uhr. Ich werde pünktlich sein.« Er nickte ihnen zu, dann zog er die Tür hinter sich ins Schloß. Damona und Mike hörten, wie sich seine Schritte draußen, auf dem Flur, entfernten.

Sie ging zum Bett hinüber und ließ sich darauf fallen. Mike wuchtete die Reisetasche hoch, setzte sie ebenfalls auf dem Bett ab und streckte sich. Dann sah er auf Damona hinunter.

»Weshalb bist du vorhin so erschrocken?« fragte er leise.

»Morgen ist Vollmond.«

»Wir wußten, was die Sartuagor bei Vollmond treibt«, meinte er schulterzuckend.

»Es ist nicht wegen der Sartuagor, Mike. Es ist wegen den Werwölfen. Du bist von einem verletzt worden. An der Stirn. Du hast Glück gehabt. Wenn wir erst morgen angekommen wären… Wer in einer Vollmondnacht von einem Werwolf gebissen wird, der wird selbst zum Werwolf …«

»Au verdammt!« entfuhr es Hunter.

***

Das Gespenst kam mitten in der Nacht! Es drang in Damona Kings Traum ein und brachte Eiskristalle und Schnee mit sich. Eiseskälte umspielte es; ein Sturm, der nicht von dieser Welt war, heulte und jaulte um Ecken und Kanten. Der Vorhang bauschte sich auf, wurde zu einem flatternden Fanal des Grauens.

Damona warf sich von einer Seite auf die andere. Schweiß tropfte über ihre Stirn. Unruhig öffneten und schlossen sich ihre Hände, ihr Mund formte Worte, die keinen Sinn ergaben.

Das Gespenst war ein Mädchen!

Schlank und grazil; es wirkte zerbrechlich wie eine Porzellanpuppe. Und genauso weiß wie das Gesicht einer Porzellanpuppe war auch ihr Gesicht.

Nur die Augen stachen daraus hervor.

Blutrot waren diese Augen!

Mit einem sanften Lächeln trat das Mädchen näher. Der Sturm, der es umtoste, bewegte das schmutzigbraune, zerlumpte Gewand.

Rauhreif beschlug Damonas Gesicht, ohne daß sie etwas davon merkte. Schneeflocken wirbelten in seinem frostigen Spiel. Ein verwirrender Tanz…

Aus Eis und Schnee und funkelnden, blitzenden Kristallen war das Gefolge des Mädchens mit den Blutaugen.

Noch immer sah es auf Damona King hinunter.

Dann, mit einem kalten Aufleuchten in den blutroten Augen, die wie Teiche waren, beugte sich das Gespenst tiefer.

Die Schlafende schien es zu merken. Sie wälzte sich herum und stöhnte leise, ihr Mund stand halb offen.

Das Mädchen mit den Blutaugen verharrte. Dann, als die Schlafende wieder ganz ruhig dalag, senkte sie den Kopf tiefer. Das strähnige, lange Haar fiel vor, über Damonas Gesicht. Das Mädchen mit den Blutaugen spitzte die Lippen.

Sanft küßte sie Damona auf die Stirn…

In den Blutaugen glitzerte und funkelte es. Wilder tobte und brauste der Wintersturm, der mit der Sartuagor ins Zimmer gekommen war. Die Schneeflocken flirrten und wirbelten. Der Vorhang vor dem geöffneten Fenster wurde wie von tausend winzigen Dämonenfäusten gedroschen, bauschte sich und flatterte und knatterte.

Die Sartuagor wich von Damonas Bett zurück.

Das war der Augenblick, in dem Damona mit einem erschrockenen Laut hochfuhr und den Schatten inmitten wild wirbelnder weißer Flocken sah! Instinktiv, noch halb im Schlaf, zuckte Damonas Hand vor, wollte nach dem Gespenst greifen, es festhalten. Aber das Phantom war schneller. Es zerfaserte, verschwand als kalter Nebelstreif durch das geöffnete Fenster, und mit ihm verschwanden Eis und Schnee und Kälte…

***

Damona King schüttelte die letzten Reste des Schlafs vollends ab und glitt aus dem Bett.

Tief sog sie die schwüle Luft in die Lungen. Keine Spur mehr von Frost und Schnee. Auch das Fenster war geschlossen, wie sie mit einem schnellen Blick feststellte. Also alles nur ein böser Traum?

Daß Träume nicht nur Schäume waren, das hatte sie erst der hinter ihr liegende Fall mit den Kristall-Monstern der Totengöttin gelehrt.

Auf Zehenspitzen ging Damona King ins angrenzende Badezimmer. Erst hier knipste sie das Licht an.

Mike war nicht aufgewacht. Er schlief tief und fest, seine Atemzüge kamen regelmäßig. Er lag halb auf der Seite und wandte ihr den Rücken zu.

Damona starrte in die Spiegel.

Warum, das wußte sie gar nicht recht. Es war mehr eine instinktive Reaktion. Vage erinnerte sie sich jetzt nur noch an den Traum.

Das Phantom hatte sich zu ihr heruntergebeugt, und –Und dann – was?

Sie wußte es nicht mehr.

Und auch im Spiegel war nichts zu sehen. Sie starrte ihr Gesicht an. Es war schmal und bleich, die Wangen wirkten regelrecht eingefallen, und um die Augen lagen schwarze Schatten. Auch die Hautabschürfungen und der Bluterguß, Andenken an die glimpflich ausgegangenen Kämpfe, die hinter ihr lagen, waren noch da.

Damona spürte ein brennendes Prickeln auf der Stirn. Sie rieb daran.

Das Prickeln verging, und Damona wandte sich mit einem verhaltenen Gähnen ab, löschte das Licht und ging zum Bett zurück. Noch ein paar Stunden bis zum Tagesanbruch, und die wollte sie wenigstens nützen. Die kommende Nacht würde nicht so ruhig verlaufen, das ahnte sie.

Sie legte sich wieder neben Mike, spürte die Wärme, die er verstrahlte und kuschelte sich an seinen Rücken. Unwillkürlich fröstelte ihr, als sie noch einmal flüchtig an ihren Traum dachte.

Die Sartuagor… Zweifellos war es die entartete Wächterin gewesen, die in ihrem Traum vor ihrem Bett gestanden war. Warum?

Damona versuchte, nicht mehr daran herumzukauen. Sie wollte schlafen. Doch Ruhe fand sie keine mehr. Immer wieder mußte sie an das Mädchen mit den Blutaugen denken, und daran, was die kommende Nacht wohl bringen würde…

Damona fror.

***

Pak Nartam war pünktlich.

Als der Empfangschef des Little Dragon per Zimmertelefon die Ankunft des Polizei-Inspektors mitteilte, waren Damona King und Mike Hunter bereits aufbruchbereit.

»Wir kommen«, sagte Damona knapp und legte auf.

Sie verließen das Appartement.

»Hast du auch nichts vergessen?« Mike klopfte sich mit einem bezeichnenden Wolfsgrinsen auf die Schulterhalfter mit der Luger.

Damona schüttelte schweigend den Kopf.

Sie trug ebenfalls die Luger bei sich, darüber hinaus aber auch noch die magische Kreide, zwei Dämonenbanner und den Silberdolch. Diese Nacht würde eine Entscheidung bringen – irgendeine.

Jetzt bedauerte sie, daß Rainbow bis jetzt nicht aufgetaucht war.

Der kleine Dämon vom Schwarzen Schwert hätte ihnen sicher noch einige wichtige Hinweise geben können.

Von wegen zeitloser Sprung, dachte Damona mit einem Anflug von Ärger.
Aber vielleicht war dem Dämon auch Irgend etwas passiert? Sie wußte nicht, welche Gefahren in dem Dimensionskontinuum lauerten, durch das er reiste.
Der Tag war wie im Flug vergangen. Sie waren in Bangkok unterwegs gewesen – zu Fuß, und hatten sich leichte Kleidung aus Leinen und Baumwolle gekauft. Nicht nur das heiße Klima hatte dies erforderlich gemacht, sondern auch der Verlust der Reisekoffer. Und nach dem gestrigen Kampf gegen die Wölfe waren die Kleider, die sie am Leib getragen hatten, nicht mehr viel wert gewesen.
Pak Nartams Gesicht wirkte verkniffen.
Damona King und Mike Hunter begrüßten den Polizisten. Er hielt Damonas Hand eine Spur länger als notwendig und lächelte sogar.
»Ausgeruht und gestärkt?« fragte er.
»Es geht.«
»Schlecht geschlafen?« Damona dachte kurz an ihren unheimlichen Traum, glaubte auch, etwas lauerndes in Pak Nartams Stimme herauszuhören, und nickte. »Unruhig. Es ist heiß. Wir sind das Klima noch nicht so recht gewohnt.« Nartam nickte.
»Sie haben mit Puako Hanshin gesprochen?« wollte Damona King wissen.
»Ja. Sie ist bereit, Sie und Mr. Hunter zu empfangen.«
Mehr sagte Nartam nicht, ein Wangenmuskel zuckte in seinem Gesicht. Der Polizist schien es eilig zu haben.
Schweigend verließen sie das Hotel. Ein junges Thai-Paar begegnete ihnen an der großen Glastür. Höflich grüßten sie und Damona und Mike erwiderten den Gruß.
Pak Nartam hatte seinen Wagen auf der anderen Straßenseite geparkt. Er hielt Damona die Tür auf, dann Mike.
Wenig später waren sie unterwegs zum Klong Toey, und Pak Nartam erzählte ihnen von dem Mordanschlag auf Puako Hanshin.
»Es war ein Wolfsmann. Genau wie bei Ihnen.« Diese Feststellung Pak Nartams zum Abschluß seines knappen Berichts wirkte fast lapidar.
»Irgend jemand aus dem Schattenreich wollte verhindern, daß wir mit Puako Hanshin zusammentreffen und mit ihr reden.« Mike wischte sich eine widerspenstige Haarsträhne aus der Stirn.
»Daran dachte ich auch schon«, brummte Pak Nartam. »Dann muß das, was sie von Puako Hanshin zu erfahren hoffen, sehr wichtig sein.«
»Das ist es, aber…« Damona sprach nicht weiter. Es war in erster Linie nur für sie wichtig. Außerdem… Darkoona als Sendbotin der Wolfsdämonen fiel aus. Ihr konnte es nur recht sein, wenn sie, Damona, freiwillig in ihr Reich kam. Wer also dann? Sie gab sich die Antwort ein paar Minuten später: Wahrscheinlich die gleiche

Gegenspielerin, die auch den Thai veranlaßt hatte, sie und Mike in die Schrottpresse zu fahren. Bastarda!

Der Rest der Fahrt verlief schweigend. Keiner von ihnen war sonderlich gesprächig.

Dick und goldgelb stand der Mond am Himmel. Von Westen her zogen Wolkenfelder heran. Jedoch würde es noch eine Weile dauern, bis sie über der Stadt hingen.

Pak Nartam sah immer wieder zu ihnen hinauf. Er fuhr unvermindert schnell, wobei er auch öfters in den Rückspiegel sah, als fürchte er, verfolgt zu werden.

Wieder spürte Damona das Brennen auf der Stirn. Sie kratzte, das Brennen verschwand.

Den Klong Toey erreichten sie eine halbe Stunde später. Pak Nartam erklärte ihnen einiges Wissenswertes über diesen größten Slum Bangkoks, über die Menschen, die hier lebten. Aus den Worten des Thais konnte man heraushören, daß diesen Leuten, die in der westlichen Welt wohl als Asoziale gegolten hätten, seine ganzen Sympathien gehörten.

Nartam schloß den Wagen nicht ab.

Zügig schritt er aus, über einen einfachen Holzsteg, unter dem dunkel und geheimnisvoll das Wasser des Klongs rauschte. Zahllose Boote schaukelten darauf, schmale, breite, ganz breite, alle Arten waren vertreten. Ein eigentümlich süßsauerer Geruch hing in der Luft. Der Wind frischte auf und vertrieb die Schwüle, die wie eine Dunstglocke Über der Stadt hing.

Das Licht des Mondes warf bizarre Schatten. Die Nacht war aber hell genug, daß sie ihren Weg fanden.

Sie schritten an den einfachen Häusern und Buden entlang, manche waren ganz aus Holz zusammengeschustert, manche aus Wellblechen, ein unentwirrbares Durcheinander. Immer wieder mußte etwas dazugenagelt worden sein. Ein streunender Hund jaulte, gespenstisch hallte es durch die ruhige Nacht. Außer einigen Stimmen irgendwo auf einem Boot, dem Rauschen des gegen die Pfähle schwappenden Wassers des Klongs, war nichts zu hören.

Unwillkürlich tastete Damona nach der Luger.

Diese eigentümlich – künstliche! – Stille…

Was, wenn die Dämonen noch einmal versuchten, Puako Hanshin umzubringen, bevor sie mit ihnen reden konnte?

»Ist es noch weit?« fragte sie Pak Nartam.

Der Thai schüttelte den Kopf. »Dort drüben.« Er zeigte mit der ausgestreckten Hand auf ein flachbrüstiges, dreistöckiges Holzhaus.

Es stand – wie die anderen Häuser auch – auf Pfählen, die aus dem Klong ragten, schien jedoch besonders fest gebaut zu sein und sogar über einen Stromanschluß zu verfügen.

Ein Fenster im Erdgeschoß war erhellt.
Damona King, Mike Hunter und der Thai waren noch etwa zehn Schritte vom Eingang entfernt, als der Angriff erfolgte!
Es waren die Toten aus dem Klong!

***

Das Mondlicht leuchtete die schaurige Szene aus!
Wasserleichen, deren aus der Form geratene Gesichter grausame Fratzen waren. Die aufgeblähten Leiber machten sie plump, schränkten ihre Bewegungsfreiheit offenbar jedoch nicht ein. Eilig wieselten sie zwischen den ärmlichen Häusern am Rand des Steges hervor. In den weißlichen Pupillen stand das Grauen geschrieben.
Die Toten -kamen – und sie waren auf Mord programmiert!
Das Wasser des Klongs gurgelte und plätscherte. Immer mehr Tote entstiegen den schwarzen Fluten!
Damona King riß den wie gegen eine gläserne Wand gelaufenen und stehengebliebenen Pak Nartam mit sich. Mike hatte von ganz allein reagiert. Er hielt bereits die Luger in der Faust.
»Los!«
Damona sah sich um. Die Toten kamen von überall her. Auch hinter ihnen tauchten sie auf. Sie hinterließen nasse Spuren auf dem Holzsteg.
Mike feuerte. Der erste Tote wurde von dem Silbergeschoß voll getroffen und ins Wasser zurückgeschleudert. Mit einem harten Aufklatschen tauchte er ein.
Der Schuß zerfetzte buchstäblich auch den Bann.
Fenster wurden aufgerissen. Menschen tauchten in sich öffnenden Türen auf. Sie sahen die Toten. Schreie gellten.
Die Wasserleichen aber huschten wie Gespenster auseinander.
Damona stürmte mit Pak Nartam zu dem hohen Holzhaus. Mike deckte ihnen den Rücken.
Die Toten aber dachten nicht daran, sie so einfach entkommen zu lassen. Kein Laut begleitete ihren Ansturm. Das machte alles um so schlimmer. Ihr Vorgehen wirkte geisterhaft – irreal.
Mike feuerte wieder. Orangegelbes Feuer stach aus dem Lauf. Das Einschlagen der Silbergeschosse war ein häßlicher, dumpfer Laut.
Auch Damona schoß sich jetzt den Weg frei. Pak Nartam keuchte.
Das Grauen lähmte ihn förmlich.
Rechts von Damona tauchte ein wahrer Riese auf. Er war nur mit vermoderten, nassen Kleidungsfetzen angetan. Der fette Wanst war kugelrund. Bösartig glitzerten die kleinen Schweinsaugen.
Er stürzte sich vor.
Damona riß Pak Nartam weg, Mike fing den immer noch geschockten Thai auf und zerrte ihn mit sich weiter, gleichzeitig schoß er. Damona

auch. Die Silberkugel traf den fetten Leib. Der Tote verging.
Aber die anderen waren jetzt verteufelt nahe herangekommen!
Die Gaffer kamen voll auf ihre Kosten. Schreien, wimmernde Laute, monotones Beten begleitete Damonas und Mikes Kampf.
Vor ihnen aber wurde die Tür des Holzhauses aufgerissen. Zwei, drei, vier – fünf Männer tauchten in dem erleuchteten Eingang auf.
»Puako Hanshins Söhne!« keuchte Pak Nartam erleichtert.
Sie trugen Fackeln bei sich.
»Hierher!« brüllten die Männer.
Pak Nartam erreichte sie als erster. Mike blieb zurück, denn Damona war plötzlich nicht mehr hinter ihm.
Drei Tote aus dem Klong hatten sich auf sie gestürzt. Mit wilden Grunzlauten drangen sie auf sie ein. Damona brachte sie mit zwei Schüssen auf Distanz, aber dann traf sie ein gemeiner Schlag gegen die Kniekehlen. Die Füße wurden ihr unter dem Leib wegkatapultiert. Sie flog vorwärts, dann schlug sie lang hin. Die Luger schepperte einen halben Yard weiter und blieb liegen.
Schüsse peitschten.
Mike fluchte.
Die Thais mit den Fackeln kamen.
Das alles hörte Damona irgendwie beiläufig, während sie schon katzengewandt herumrollte, einem Fußtritt auswich, in einer fließenden Bewegung den Silberdolch zog und ihn einem der Toten in den Leib rammte.
Die Bestie fauchte und fiel um.
Es sah trotzdem übel aus. Damona mußte zwei Schläge in die Rippen einstecken, bekam Luftschwierigkeiten. Eine Kugel zwitscherte an ihrem Schädel vorbei.
»Mike!« schrie sie wütend.
Aber der lebende Leichnam, der sie von der Seite her hatte packen wollen, fiel im gleichen Augenblick wie vom Blitz getroffen nach hinten.
Damona rannte los. Im Laufen bückte sie sich nach der Luger, bekam sie zu fassen, hechtete vorwärts, weil sie spürte, daß ihr von hinten Gefahr drohte. Keine Sekunde zu spät! Der Tote hatte sie beidhändig von hinten umfassen und an sich reißen wollen. Damona rollte über die linke Schulter ab, konnte den Schwung nicht mehr bremsen und wuchtete gegen eine Holzwand. Ein Brett war los und klapperte herunter. Eine Tonne fiel um. Es schepperte gottserbärmlich.
Das Tohuwabohu nahm zu. Überall waren jetzt Stimmen. Die ganze Bevölkerung des Klongs mußte demnach auf den Füßen sein.
Mit platschenden Schritten kamen die Toten.
Mike schoß sich ein. Die Söhne Puako Hanshins mischten ebenfalls mit. Feuer – das war eine Waffe, die den lebenden Toten aus dem

Klong gar nicht gefiel. Fauchend und grollend kämpften sie dagegen, zogen aber den kürzeren.

Damona lehnte mit dem Rücken an der Wand und hob die Pistolenhand. Aufstehen konnte sie nicht mehr, dazu blieb keine Zeit.

Drei Untote kamen. Sie waren schon so nahe…

Grunzend verständigten sie sich.

Die dunklen, toten Augen waren ohne Gefühl, und doch voll tödlicher Besessenheit.

Sie stürmten los.

Damona zog den Stecher durch, die Luger ruckte ganz leicht in ihrer Faust.

Einen Toten holte sie von den Füßen, die beiden anderen aber waren schneller. Wie von der Sehne geschnellt, kamen sie. Im letzten Augenblick rammte Damona ihren Fuß vor. Einer der Toten stolperte darüber – fiel nach vorn, direkt auf sie. Der Gestank raubte ihr den Atem. Sie feuerte wieder – blindlings diesmal. Erntete ein Knurren, Der Leib auf ihr wand sich. Der andere…

Sie riß sich herum, kam irgendwie frei. Überall Klauen, die nach ihrer Kehle stießen…

Der Untote schüttelte den massigen Schädel, daß die langen, strähnigen Haare flogen. Wasser spritzte in Damonas Gesicht. Mike – wo blieb Mike? Irgendwo – als gehöre er einer anderen, unsagbar fernen Welt an – hörte sie ihn fluchen und etwas schreien. Der Widerschein der Fackeln war irgendwo am Rand ihrer Wahrnehmung.

Sie mußte sich beeilen, schneller und stärker sein als die lebenden Toten, denn sie war ganz auf sich allein gestellt. Mike konnte ihr nicht helfen. Er war selbst –Damona kassierte einen Tritt in die Seite, der sie herumwarf. Sie bekam die Hand hoch und drückte ab, denn im gleichen Sekundenbruchteil tauchte über ihr der massige Schatten auf.

Er wurde nach hinten gefegt.

Der Weg war frei.

Damona federte hoch, torkelte, sah den dritten Untoten kommen

… Sie wich aus.

Diesmal war sie schneller. Der Tote verfehlte sie, wischte an ihr vorbei. Damona steppte in einer blitzschnellen, tänzerisch anmutenden Bewegung herum und drückte ab. Die Silberkugel schlug dem lebenden Toten in den Schädel und stieß ihn in einem irren, grotesken Lauf vorwärts, bis er über den Steg taumelte und in die Tiefe fiel.

Schnaufen!

Hinter ihr!

Damona wirbelte herum! Der nächste Untote! Aber diesmal war einer von Puako Hanshins Söhnen heran, er rammte dem fürchterlichen Wesen die lodernde Fackel in das aufgerissene Knochenmaul!

Geifernd schlug der Tote um sich, bis ihm Damona von der Seite her die Füße unter dem Leib wegschlug. Das Skelett brach klappernd zusammen, kippte zur Seite weg und blieb liegen.

Schemenhaft sah Damona, wie sich die anderen Toten aus dem Klong zurückzogen. Mike schickte ihnen ein paar Silberkugeln hinterher. Noch immer schweigend, verschwanden die Unheimlichen, so blitzartig, wie sie aufgetaucht waren.

Ein paarmal holte Damona tief Luft, ansonsten aber hatte sie keine Zeit, sich zu erholen.

Sie rannte dem Thai hinterher, der ihr zu Hilfe gekommen war.

Mike wartete unterwegs auf sie. Die aufgeregten Menschen, die in sicherer Entfernung dastanden und diskutierten, beachteten sie nicht.

»Mein Gott, Damona, – ich…« Er schüttelte den Kopf, wischte sich den Schweiß vom Gesicht und nahm sie in die Arme. Nur für einen Augenblick. Damona löste sich von ihm.

Gemeinsam beeilten sie sich, in das Haus zu kommen.

Es war gut, daß sie sich beeilt hatten, denn die lebenden Toten kehrten zurück, und diesmal waren es Hunderte…

Eine Armee des Grauens!

***

Wie eine dämonische Sturmflut schwappten die Toten über den Holzsteg heran und gegen das große Haus.

Schwammige Fäuste hämmerten gegen Türen, Wände und Holzläden, die vor die Fenster gezogen und geschlossen worden waren.

Das ganze Haus hallte von den furchtbaren Schlägen wider.

Aber sonst war nichts zu hören. Die Toten schrien nicht, sie fluchten nicht, sie drohten nicht. Schweigend und verbissen stürmten sie gegen das Haus an. Die Stimmen der fassungslosen Klong-Bewohner wurden von dem Hämmern, Schlagen, von den prasselnden Geräuschen übertüncht, verloren sich irgendwo im Hintergrund, zur lächerlichen Bedeutungslosigkeit degradiert. Den Gaffern drohte keine Gefahr. Die Untoten waren nur hinter Damona, Mike – und hinter Puako Hanshin her.

»Kommen Sie, Miß King, Mr. Hunter, ich bringe Sie zu meiner Mutter Puako Hanshin, die Sie bereits erwartet«, sagte der hochgewachsene, breitschultrige Thai.

Das Pochen und Hämmern wurde lauter, wütender. Dumpf hallte es durch das Haus.

»Haben Sie keine Angst?« fragte ihn Damona, als sie neben ihm die Treppe in den ersten Stock hinaufstieg.

Er zuckte die Schultern. »Sie werden verschwinden, sobald meine Mutter Ihnen ihr Wissen offenbart hat, Miß King. Nur deshalb sind sie da – sie wollen verhindern, daß meine Mutter mit Ihnen redet. Uns

droht keine Gefahr.«
»Da bin ich anderer Ansicht«, brummte Mike unwirsch.
Pak Nartam war bei den anderen Thais im Erdgeschoß des Hauses zurückgeblieben.
»Was geschieht, wenn sie die Türen einrennen?«
»Die Türen sind massiv genug. – Wenn nicht, so werden alle Männer dieses Hauses kämpfen. Auch Pak Nartam, der unserer Sippe angehört.«
»Sie opfern sich…«
Der Thai sagte nichts mehr. Er öffnete eine einfache Holztür am Ende des engen Flures und verneigte sich. »Meine Mutter Puako Hanshin.«
Damona trat über die Schwelle. Mike fühlte sie hinter sich. Der Thai schloß die Tür hinter ihnen, sie hörten, wie er sich draußen entfernte.
»Tretet näher! Ich bin froh, daß ihr es geschafft habt, zu mir zu kommen.«
Damona und Mike gehorchten.
Die Frau, die auf dem mit Linoleum überzogenen Fußboden im Schneidersitz saß, war alt, sehr alt. Die weißen Haare fächerten über die schmalen, gebeugten Schultern und den leicht buckligen Rücken. Die Hände ruhten leicht auf den Knien.
Das Gesicht der alten Frau war ihnen entgegengehoben. Ein sanftes, wissendes Lächeln umspielte die Lippen. In den unverhältnismäßig großen, schräg stehenden Augen schimmerte die Weisheit vieler Jahre – und noch etwas…
Ein Wissen, das nicht von den Erfahrungen dieser Welt geprägt war.
Puako Hanshin war eine Geist-Wandlerin. Sie war mehr als ein normaler sterblicher Mensch… Eine Aura des Geheimnisvollen, des Zeitlosen, Unvergänglichen umflirrte sie.
Damona verneigte sich, ebenso auch Mike.
»Setzt euch zu mir. Wir haben nicht viel Zeit.«
Ein dumpfes Pochen steigerte sich zu einem immer rasenderem Rhythmus. »Die Toten…«
»Sie stellen eine große Gefahr dar, ja«, nickte Puako Hanshin und ihr Lächeln verbreiterte sich. Ein freudloses Lächeln. »Die weit grö- ßere Gefahr aber ist bereits in dein Herz gesät, meine Tochter.«
Ihr Blick ruhte auf Damona.
Sie schwieg.
»Ich weiß alles über dich und deinen Kampf, Damona King«, fuhr Puako Hanshin fort. »Gestern nacht begab sich mein Geist in der Traumzeit des kleinen Todes auf Wanderschaft. Ich sah viel. Ich erfuhr von deinen Siegen über die Schwarze Macht und von deinen Leiden. Davon, daß der Geist deiner Mutter im Totenreich gefangen ist, und was er erdulden muß. Es ist wahr, kein Bluff der Dämonen – der Geist deiner Mutter ist wirklich in Darkoonas Alptraumburg versklavt und

gefoltert und gepeinigt. Du willst ihr helfen. Nach all den Kämpfen, die du für die Sache des Lichts gekämpft hast, sollst du das Recht haben, dieses Mal in einer ureigenen Sache zu kämpfen. Es ist deine Pflicht, deiner Mutter zu helfen. Unsagbar ist das, was sie erdulden muß. Mehr als selbst der Geist einer Hexe verkraften kann… Doch sei gewarnt, Damona King. Mächtige Feinde lauern dir im finsteren Reich der Totengöttin auf. Der Graue Tod … Und andere, deren Namen ich nicht deutlich erkennen konnte, und…«

Damona wollte etwas sagen, aber Puako Hanshin wischte ihren Einwand mit einer energischen Handbewegung beiseite. »Hör mir nur zu. Deine Feinde wissen nicht, auf welchem Weg du in das Totenreich gelangst. Das mag dein Vorteil sein. Aber ein anderer, schlimmer Feind – jener, der die Werwölfe und die Toten aus den Klongs von Krung Thep, der Stadt der Engel, gegen dich und mich gesandt hat – weiß dies sehr wohl. Er hat dafür gesorgt, daß Darkoona nichts davon erfährt… Ein tödlicher Feind, tödlicher und grausamer selbst als Darkoona, die Totengöttin …«

»Bastarda«, sagte Damona leise.

»Ja, Bastarda, die Führerin der Vasallen der Blutgötter!« Puako Hanshin nickte. »Sie weiß, auf welchem Weg du Zulaß findest ins Totenreich. Nachdem sie dich bisher nicht aufhalten konnte, wird sie neue Wege finden… Und bist du erst einmal in den Gefilden der Toten, so wird auch sehr schnell die Herrin dieser Gefilde davon erfahren – Darkoona. Du siehst, du begibst dich in große Gefahr. Du stellst dich dem Tod … Du forderst ewige Verdammnis und Verderben heraus.«

»Das alles weiß ich, ehrwürdige Puako Hanshin«, unterbrach Damona ruhig. »Ich werde es trotzdem riskieren, du weißt es, denn du hast es in deiner Traumzeit gesehen. Nur – wie komme ich hin? Wie komme ich ins Totenreich. Ein Freund…«

»Der kleine Dämon vom Schwarzen Schwert, nicht wahr? Er hat dir Informationen besorgt.«

»Ja. Er erzählte mir von der Sartuagor, der entarteten Wächterin…«

»Durch ihr Portal wirst du eingehen ins Totenreich Darkoonas«, sagte Puako Hanshin.

»Und ich auch«, fügte Mike Hunter hinzu, als gäbe es nichts selbstverständlicheres.

Die alte Frau warf ihm einen Blick zu. Dann schüttelte sie traurig den Kopf. »Es wird dich umbringen, Mike Hunter…« Sie zögerte, dann sah sie wieder Damona an. »Euch beide. Ihr seid Menschen, keine Dämonen, keine Geister, die das Furchtbare wenigstens für eine gewisse Zeit zu ertragen verstehen …«

»Ist es denn wirklich so schlimm?«

»Es ist die Hölle«, erwiderte Puako Hanshin. »Die Geister der Toten

verändern sich – erliegen den teuflischen Einflüssen, denen sie im Totenreich ausgesetzt sind…«

»Auch das hat mir Rainbow schon gesagt«, meinte Damona. Ihre Stimme klang drängend. Das Hämmern der Untoten gegen Türen und Fensterläden wurde immer schlimmer und schlimmer, obwohl Damona immer wieder glaubte, daß es eigentlich keine Steigerung dieses grauenhaften Lärmens mehr geben konnte.

»Und trotzdem schreckt es dich nicht… Du mußt deine Mutter sehr lieben, Kind.«

»Hilf mir, ehrwürdige Puako Hanshin, bitte.«

»Es besiegelt dein Schicksal, Damona King. Wisse, ich habe noch etwas gesehen, vage, in den Nebeln und Eiswinden von Raum und Zeit versteckt, Konturen eines fürchterlichen Loses, mehr nicht. Dieses Abenteuer wird dein Leben verändern… Nichts wird mehr sein, wie es war. Es besiegelt dein Schicksal – und das deine, Mike Hunter, so oder so.«

Mike zuckte die Schultern, sagte nichts.

Typisch Mike. Damona warf ihm einen Blick zu, teils dankbar, teils bissig, wandte sich sodann wieder Puako Hanshin zu.

»Und was ist mit dem Dämon vom Schwarzen Schwert? Rainbow wollte…«

»Er hatte nicht so viel Glück wie ihr beide. Asmodis Horden, die zwischen den Dimensionen hausen, haben ihn gefangen genommen.«

»Ist er tot?«

»Ich weiß es nicht… Es tut mir leid.«

»Und wir können ihm nicht helfen.«

»Nein.« Die Stimme Puako Hanshins hatte einen harten Unterton.

Damona nickte, kaute kurz auf ihrer Unterlippe. »Was muß ich tun, um zu der Sartuagor zu kommen, Puako Hanshin?«

»Nichts.«

»Aber die Sartuagor…«

»Sie hat dich gefunden, bevor du sie gefunden hast. Und sie hat dich gewählt. Noch in der Nacht wird sie das Portal zum Totenreich öffnen und du wirst zu ihr gehen, weil du ihren Ruf vernommen hast.«

Mike fuhr mit einem unterdrückten Fluch hoch.

»Das ist doch…«, fauchte er wie ein gereizter Panther.

»Das Netz des Schicksals ist gewoben, Damona King hat den Ruf der Sartuagor empfangen. Sie trägt das Mal der entarteten Wächterin auf der Stirn.«

Damona spürte das kalte Brennen dort und wußte Bescheid…

***

Rings um das Haus tobten die Untoten aus den Klongs!

Ununterbrochen hämmerten ihre Fäuste gegen das Holz. Das gesamte

Haus schien in seinen Fugen zu ächzen und zu knarren.
Donnergrollen mischte sich darin.
In einem schwarzen Meer schwamm die volle Kugel des Mondes.
Hell fiel sein Licht auf die Erde herunter.
Dann stimmten die Toten ihr Schreien und Heulen und Jaulen an.
Eine Melodie des Wahnsinns stieg zum Himmel auf, und das Licht des Vollmondes schien noch heller zu werden, noch magischer, aber auch kälter…
Die Beschwörung war in vollem Gang.
Raja Jaganathan, die Mutter von Uanar Jaganathan, der vor einem Monat, in der Vollmondnacht, von seiner Verlobten Shalia getötet worden war, war Damonas Ehrenwächterin. Puako Hanshin, die Traum-Wandlerin, die zweite Ehrenwächterin.
Die beiden Thai-Frauen sprachen die Formeln. Damona King kniete vor dem schwarzen Hausaltar Puako Hanshins.
Alles war vorbereitet…
Nicht mehr lange, und das magische Tor würde sich auf tun, und dann…
Alles in Damona war wie verkrampft. Das Mal der Sartuagor war auf ihrer Stirn erblüht – eine schwarze Rose. Nachdem die Frauen mit der Beschwörung begonnen hatten, war das Mal vergangen, ebenso das Brennen.
Damona hatte ihren Ruf vernommen. Sie wollte zu der Wächterin.
Nichts würde sie zurückhalten. Das Ziehen und Reißen und Zerren in ihr wurde übermächtig. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als von der Sartuagor empfangen zu werden.
Die Unsterblichkeit hatte sie ihr für ihr Kommen versprochen. Ein unheiliger, klebriger Bann zwang sie, immer wieder daran zu denken, den Wunsch in ihr übermächtig aufkeimen zu lassen.
Mike Hunter, das Vorhaben, ihre Mutter aus den Klauen der Totengöttin zu retten – nichts war ihr mehr so wichtig wie die Sartuagor.
Auch der Zauber, den sie vorhin gemacht hatte, um sich davor – gerade davor – zu schützen, schien wirkungslos…
Monoton murmelten die beiden alten Frauen die Formeln. Es wurde kalt. So kalt wie in ihrem Traum, als das Gespenst erschienen war – das Mädchen mit den Blutaugen. Das Licht der schwarzen Kerzen flackerte ungestüm.
»Die letzten Formeln, Kind«, flüsterte Puako Hanshin.
Und dann sprach sie die magischen Worte, formte sie mit zitternden Lippen, während in ihren Augen das Grauen flackerte ebenso wie in denen Raja Jaganathans. Lang und schwer fiel die Sartaj-Formel in die Stille.
Das Toben und Jaulen der Toten draußen vor dem Haus war

verstummt. Zogen Sie sich zurück?

Von weit her wehte ein Stöhnen, ein Raunen und Flüstern… Dann dröhnte ein gewaltiger Herzschlag. Kälte! Frost! Schnee!

Schlagartig brach eine Winterhölle in dem Raum los.

Licht umflutete Damona King, die wie in Trance das durchsichtige Negligé abstreifte und jetzt nackt vor dem Altar kniete. Ihre Haut überzog sich mit einer Schicht aus tausenden und abertausenden von Eiskristallen. Schneeflocken umtanzten sie, wirbelten, flirrten in gleißender Helle.

Vor Damona King entstand das Tor.

Inmitten des ungestümen winterlichen Treibens entstand ein Fleck, der sich vergrößerte und vergrößerte…

Ein Korridor in eine immaterielle Tiefe.

Weit, weit stach er hinein… um vor einem hohen, bronzenen Portal zu enden, das weit geöffnet war. Schwärze lauerte in dem Spalt.

Das Schneetreiben wogte daraus hervor.

Und umspielte die Mädchengestalt, die vor dem Portal stand und wartete…

Das Mädchen mit den Blutaugen!

***

Damona King erhob sich.

Sie trat in den magischen Korridor, der hinter die Kulissen der Realität führte… Zum Portal, das in das Totenreich führte. Zu der Sartuagor, der entarteten Wächterin …

Sie ging schnell, sah nicht mehr zurück. Mike Hunter…

Sein Name ein verlöschender Funke in ihrem Verstand. Alles war so kalt, so frostig… Ein Wind aus tiefsten Höllenschlünden peitschte ihr entgegen. Gänsehaut entstand. Sie fror, aber es war bedeutungslos.

Weiter.

Das Mädchen mit den Blutaugen hob die Hände.

Ganz deutlich konnte Damona King sie jetzt sehen, und sie war so, wie in ihrem Traum. Zierlich, schön, in modrigbraune Gewänder gehüllt. Die Haare vom Wind zerzaust. In der Ferne heulten und klagten die Toten… Ein stetes Brausen und Tosen, wie von Sturmwind. Das Wummern des übermächtigen Herzschlags wurde lauter und lauter …

Angst durchfloß Damona. Sie zitterte. Aber sie ging trotzdem weiter. Sie wollte zu der Sartuagor. Wollte ihrem Ruf gehorchen, wie es Sitte war und Brauch. Es gab keinen Ungehorsam der Sartuagor gegenüber…

Dann stand sie vor ihr.

Schweigend kam das Mädchen mit den Blutaugen heran, ihre schmalen totenbleichen Hände hoben sich. Die blutroten Augen

funkelten wie flüssiges Blut… Teiche, in denen Damona King ertrank.

Die Sartuagor umarmte Damona.

Sie öffnete leicht den Mund. Spitze Vampirzähne wurden sichtbar, schillerten im gleißenden Licht, das von den Schneeflocken auszustrahlen schien.

Die Schwärze hinter dem wuchtigen Portal wurde davon nicht berührt. Kreischend und jaulend wehklagten die Seelen der Toten.

Die Sartuagor löste sich von Damona, nahm sie bei der Hand und zog sie mit sich.

Eine stumme Zufriedenheit strahlte von ihr aus. Das Hexenherz, das Damona um den Hals trug, vermittelte ihr dieses Gefühl mit einem leisen Sickern von Angst und Entsetzen. Selbst die Hexenherz-Präsenz fürchtete sich…

Sie traten über die Schwelle. Die beiden schweren Flügel des Portals setzten sich in Bewegung, schwangen zu.

Mike…

Mahlend und knirschend schoben sie sich über den hartgefrorenen, steinigen Boden.

Die Sartuagor zuckte plötzlich herum. Ein gieriges Licht glomm in ihren roten Augen.

»Jetzt gehörst du mir!« keuchte sie. Ihre Händen stießen hoch, Klauen, mit langen Nägeln… Und krallten sich in Damonas nackte Schulter.

Damona torkelte vorwärts, das Vampirgebiß der Sartuagor glitzerte…

Die entartete Wächterin stieß ein gieriges Fauchen aus!

Blitzartig näherten sich ihre Reißzähne Damona Kings Kehle…

Und Damona wehrte sich nicht.

Die Unsterblichkeit… Als Geist in meinem Gefolge, Damona. Unsterblichkeit … Dein Leib gehört mir, dein Leib, dein Blut … Und deinem Geist, deiner unsterblichen Seele gebe ich die Freiheit … wisperte es in ihrem Schädel. Eine süßliche, schleimige Stimme, die ihre entsetzten Gedanken verklebte, verklumpte, vergehen ließ…

Schon spürte Damona den kalten Atem der Sartuagor an ihrer Halsschlagader.

Gleich mußte der Vampirbiß folgen…

Da gellte ein gräßlicher, gurgelnder Schrei auf.

Die Sartuagor zuckte zurück. Damona taumelte, fiel hin, begriff nichts, wälzte sich instinktiv herum. Ihr Zauber wurde endlich wirksam!

Sie sah Mike Hunter, wie er vor der entarteten Wächterin zurückwich, den Silberdolch in der rechten Hand.

Schlagartig begriff Damona.

Ihr Plan war aufgegangen.

Der Zauber, der ihre Gedanken zu den Gedanken einer wirklichen

Auserwählten gemacht hatte. Der Zauber, der Mike Hunter vor der Sartuagor verborgen – ihn unsichtbar gemacht hatte!

Mike war rechtzeitig genug dagewesen, um den tödlichen Vampirbiß zu verhindern…

Das war also das Geheimnis der Sartuagor…

Fauchend glitt sie auf Mike Hunter zu. Er hatte die Wächterin verletzt. Schwarzes Blut rann aus der Wunde über ihrem Schlüsselbein.

Die Macht des Silbers ließ das Fleisch brodeln und zischeln.

Aber eine solche Stichwunde brachte einen Vampir nicht um.

Die Wächterin sprang. Wie eine Tigerin fegte sich durch die Luft, krachte gegen Mike Hunter, warf ihn um. Mit einem Schrei stach er zu, verriß den Stoß aber…

Die Vampirin ruckte ihren Schädel vor, wollte zubeißen!

Mike riß den Kopf zurück, wälzte sich herum. Ein beinharter Schlag wischte ihm den Silberdolch aus der Faust.

Hinter ihnen schlossen sich die schweren Portalflügel endgültig.

Ein hartes, gigantisches Wummern voller Endgültigkeit.

Der Silberdolch schlitterte über den Boden.

Damona hetzte los, sprang, packte den Dolch und war schon wieder unterwegs.

Als blitzender Schemen rammte die Klinge von hinten her ins Herz der Dämonin!

Die Sartuagor kreischte auf, warf sich herum, schlug um sich, schnappte zu… Und dann starb sie den Tod, den vor ihr schon so viele Horror-Kreaturen gestorben waren: sie löste sich auf. Ein rasend schneller Zerfall. Das Fleisch schien förmlich von innen her zu zerschmoren. Es verwandelte sich in stinkende Asche, brodelnde Dämpfe wallten und wogten, ein grausiges Singen und Heulen lag in der kalten Luft und umwallte das Ende der entarteten Wächterin.

Nicht einmal Knochen blieben von ihr übrig.

Nur das schmutzigbraune Gewand, in das sie sich gehüllt hatte, wenn sie in den Vollmondnächten ihre Opfer empfangen hatte.

Damona und Mike standen beieinander und starrten auf die zusammengesunkene Hülle.

Mike faßte sich als erster. Er wischte sich das Blut aus dem Gesicht, dort, wo die langen Fingernägel Kratzer hinterlassen hatten.

»Das war's«, brummte er dann. Er drehte sich um, ging zu dem riesigen Portal zurück und hob den Leinensack auf, der dort lag.

»Kleider, unsere Waffen, alles da. Immerhin ein guter Anfang, meinst du nicht?«

Damona nickte schweigend. Ihre Zähne klapperten aufeinander.

Sie fror erbärmlich, ging zu Mike und nahm dankbar die Kleider die er ihr gab.

Noch immer steckte der Schock in ihr. Der Bann der Sartuagor war teuflisch stark gewesen. Ohne ihre Sicherheitsmaßnahmen, ohne den Zauber… ohne Mike Hunter wäre sie verloren gewesen.

»Die Sartuagor ist tot«, sagte Mike, als würde er ihre Gedanken erraten. »Dieses verdammte Portal wird sich nie wieder öffnen, um unschuldige Mädchen in eine grausige Todesfalle einzulassen.«

Das stimmte.

Damona King lächelte freudlos, zog sich an und dachte an den Weg, der vor ihnen lag…

Der Weg ins Jenseits.

Ein enger Korridor, in dem eiskalte Schwärze hing, und der steil in die Tiefe führte…

Das Wehklagen und Jammern der gequälten Seelen wehte ihnen entgegen…

ENDE

[1]Siehe Damona King Nr. 69 »In den Klauen des Ghoul-Königs«, und folgende
[2]Siehe Damona King Nr. 73 »Der Fluch der Totengöttin«
[3]Siehe Damona King Nr. 62 »Bastardas Bestien«